

STUDIEN UND TEXTE ZUR SOZIALGESCHICHTE  
DER LITERATUR

Herausgegeben von  
Norbert Bachleitner, Christian Begemann,  
Walter Erhart und Gangolf Hübinger

Band 110



Beate Müller

# Stasi – Zensur – Machtdiskurse

Publikationsgeschichten und Materialien  
zu Jurek Beckers Werk

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2006



Gedruckt mit finanzieller Unterstützung des Institute of Germanic & Romance Studies in London sowie des Interim Faculty Research Funds der Fakultät für Humanities, Arts and Social Sciences der Universität Newcastle

*Redaktion des Bandes: Walter Erhart*

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-484-35110-3    ISBN-10: 3-484-35110-1    ISSN 0174-4410

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2006

Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Johanna Boy, Brennbach

Druck und Einband: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

## Vorwort

Die Entwicklung eines Forschungsprojekts verläuft selten geradlinig, und so sind auch die Wege, die zu diesem Buch geführt haben, eher verschlungen zu nennen. Ursprünglich interessierte ich mich für die ästhetische Repräsentation von Zensur in der Gegenwartsliteratur. Doch die Neugierde trieb mich, ein etwas anders gelagertes Pilotprojekt zu Jurek Becker zu beginnen. Darin sollte nicht nur der Zensur in Beckers Werk, sondern auch dessen Zensur nachgegangen werden. Was sich zu einer auf Becker bezogenen Studie über deutsch-deutsche Literaturbeziehungen, den Literaturbetrieb und die Stasi in der DDR sowie Machtdiskurse über Opposition und Öffentlichkeit im sozialistischen Deutschland auswachsen sollte, begann also relativ klein, nämlich mit der Ausgangsfrage, ob Akten aus DDR-Zeiten Aufschluß geben würden über zensorische Einmischungen in Jurek Beckers Werk, vor allem in bezug auf den Roman *Schlaftlose Tage*, der in der DDR nie erscheinen durfte. Der Antrag auf Akteneinsicht beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU) wurde bewilligt, und der Small Grants Fund der Universität Newcastle stellte die notwendigen Mittel bereit, die es mir erlaubten, Beckers Stasi-Akte kopieren zu lassen sowie zahlreiche weitere Dokumente in verschiedenen deutschen Archiven zu sichten. Es sei den Archivaren des BStU, des Berliner Bundesarchivs, der Humboldt-Universität, der Staatsbibliothek zu Berlin sowie der Berliner Akademie der Künste, des Deutschen Literaturarchivs Marbach und des Innsbrucker Zeitungsarchivs für ihre Hilfe gedankt, ebenso Dr. Horst Selbig vom Rostocker Hinstorff Verlag, der mir Einsicht gewährte in einschlägige Firmenunterlagen.

Die Archivalien, die ich zusammentrug, entsprachen zunächst einmal nicht unbedingt meinen Erwartungen bzw. gingen über die Parameter von Zensur hinaus, so daß sich die Orientierung des Projekts von der Literaturzensur auf größere Zusammenhänge, in denen die Literaturproduktion, -distribution und -rezeption in der DDR stand, verschob. Diese Ausweitung erforderte eine breiter angelegte Studie und verlangte daher mehr Zeit. Dies wurde teilweise durch reguläre Forschungsfreisemester und teils durch ein Stipendium des Arts and Humanities Research Board (AHRB) ermöglicht, das ein weiteres unterrichts- und verwaltungsfreies Semester finanzierte. Für die aufwendige Erstellung der notwendigen Gutachten für meine Bewerbung beim AHRB danke ich Dr. Georgina Paul (damals Warwick, jetzt Oxford University) sowie Dr. Peter Hutchinson (Cambridge University).

Ein Aspekt, der die Arbeit an Gegenwartsthemen so interessant macht, ist die Tatsache, daß man Zeitzeugen ausfindig machen und befragen kann. Fünf Personen, die Becker aus sehr verschiedenen Kontexten kannten, waren zu ausführlichen Gesprächen bereit und haben mir zudem erlaubt, die solcherart gewonnenen Informationen

für mein Buch zu verwenden, wofür ich ihnen herzlich danken möchte: Elisabeth Borchers, Beckers Lektorin erst bei Luchterhand und später bei Suhrkamp; Klaus Höpcke, Leiter der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel im Kulturministerium der DDR; Professor Dieter Schlenstedt, Germanist und Gutachter für *Schlaftlose Tage*; Dr. Horst Simon, ehemaliger Cheflektor des Hinstorff Verlags; und vor allem Christine Becker, die mir nicht nur meine Fragen beantwortet hat, sondern auch das gesamte Manuskript dieser Studie über ihren verstorbenen Mann gelesen und mir wertvolle Hinweise gegeben hat.

Besonders hilfreich war mir der Austausch im Kreis der Freunde und Kollegen. Allen voran gebührt hier Dr. Astrid Köhler und Professor Alan Menhennet mein Dank, weil sie Kapitelentwürfe gelesen und mir viele gute Anregungen gegeben haben. Oft diskutiert habe ich diese Arbeit mit meinen Freunden Dr. Ian Biddle, Dr. Rachel Edwards, Dr. Robert Gillett, Dr. Georgina Paul und Dr. Jennifer Richards sowie mit vielen meiner Kollegen der School of Modern Languages an der Universität Newcastle. Auch meine inzwischen verstorbene Mutter, meine Schwester Christine Müller und meine Freundinnen Silke Annertzok, Eva Dreher, Annette Hofmann, Dr. Regina Murnik, Karin Schulte und Heike Wilhelm haben mich unterstützt. Am wichtigsten war der Rückhalt, den mir Dr. Chris Bramall gegeben hat. Ihnen allen und auch Günter Regneri, der mich bei meinen zahlreichen Berlinaufenthalten beherbergt hat, sei herzlich gedankt.

Die Zusammenarbeit mit dem Niemeyer Verlag gestaltete sich professionell und unkompliziert: Die Cheflektorin Birgitta Zeller-Ebert hat das Projekt geduldig begleitet und mich stets gut beraten, Professor Walter Erhart (Universität Greifswald) hat die Aufnahme des Buches in die Reihe »Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur« befürwortet, und Cornelia Saier hat die Drucklegung schnell und effizient betreut.

Die Publikation des Buches wäre nicht möglich gewesen ohne einen großzügigen Druckkostenzuschuß, den mir das Institute of Germanic & Romance Studies in London sowie die Fakultät für Humanities, Arts and Social Sciences der Universität Newcastle gewährt haben.

Ich freue mich darauf, nun wieder mehr Zeit mit meiner Schwester Christine und meiner Nichte Leonie verbringen zu können. Ihnen sei dieses Buch gewidmet.

Newcastle, im September 2006  
Beate Müller

# Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	1
1.1.	Grenzgänger Jurek Becker: Fallbeispiel und Paradigma	1
1.2.	Kontext: Die verwaltete Kultur – Instrumentalisierung und Emanzipation	10
1.3.	Zensur: Türhüter zur Öffentlichkeit	17
1.4.	Der gesprächige Geheimdienst: Das MfS als Disziplinarmacht.	20
1.5.	Methodik: Vom Umgang mit DDR-Akten	27
1.6.	Macht und Sprache	36
1.7.	Kerndiskurse: Opposition und Öffentlichkeit.	40
2.	Aktenkundig: Der junge Becker unter der Staatslupe.	44
2.1.	Archäologie einer Aktenlandschaft.	44
2.2.	Auftakt: Suspendierung von der Humboldt-Universität.	46
2.3.	Das MfS auf Kooperationskurs.	55
3.	Anfänge: Entdeckung und Durchbruch mit <i>Jakob der Lügner</i> .	72
3.1.	Klingende Münze: Becker beim Film.	73
3.2.	Medienwechsel: Vom Filmskript zum Erfolgsroman	81
3.3.	Debüt im Westen: Sammlung Luchterhand	98
3.4.	Exkurs: Innerdeutscher Buchhandel	104
3.5.	Nachwuchsförderung in Ost und West	110
3.5.1.	Klares Votum: Heinrich-Mann-Preis	113
3.5.2.	Heimliche Verschwörung: Charles-Veillon-Preis	120
3.6.	Vom Erfolgsroman zum Film	122
3.7.	Große Ehre: Nationalpreis	130
3.8.	Augenmerk des MfS: Werte statt Werke.	133
4.	Konkurrenz und Kooperation: Verlage, Märkte und Preise	137
4.1.	Verlagswechsel Ost: Von Aufbau zu Hinstorff mit <i>Irreführung der Behörden</i> .	137
4.2.	»Sammelbecken der problematischen und kritischen Autoren«: Der Hinstorff Verlag unter Druck	145
4.3.	Verlagswechsel West: Von Luchterhand zu Suhrkamp mit Elisabeth Borchers	152
4.4.	Mehr Ehre, mehr Streit: Westpreise	155
4.4.1.	Der »ausländische« Bremer Literaturpreis	157

4.4.2. Exkurs: Der Preis von Viareggio – eine Falschmeldung . . . . .	173
4.5. Vertrags- und Auflagenstreitigkeiten . . . . .	176
5. Becker als Staatsfeind: Die papierene Welt des OV ›Lügner‹ . . . . .	186
5.1. Wie es anfangt: Kunze, Biermann und die Folgen . . . . .	191
5.2. Kriminalisierung: Strategie oder Vorwand? . . . . .	194
5.3. Operativpläne: Ziele, Maßnahmen, IM-Einsatz, Termine . . . . .	199
5.4. Das intertextuelle Netz der Sachstands- und Zwischenberichte: Vom Verweis zum Beweis . . . . .	217
5.5. Beobachtungsberichte: Versteckspiel, Jagd und Nahaufnahme . . . . .	238
5.6. Operative Informationen durch inoffizielle Mitarbeiter: Wer spricht? . . . . .	251
5.7. Auswertung und Kontrolle: »Quelle zuverlässig« . . . . .	261
5.8. Kontrolle der Kontrolleure . . . . .	271
5.9. Diskursritual Wiederholung . . . . .	275
5.10. Wie es aufhörte und doch weiterging: Abschlußbericht . . . . .	282
6. Der verbotene Roman: <i>Schlaflose Tage</i> . . . . .	289
6.1. Das MfS und der Literaturbetrieb: Rollenspiele. . . . .	291
6.2. Auftakt: Vorgespräche und verlagsinterne Einschätzungen . . . . .	296
6.3. Drei Gutachten . . . . .	312
6.4. Moneta und Politika: Varianten und Konstanten . . . . .	329
6.5. Öffentlichkeiten hüben und drüben: Aktionen und Reaktionen . . . . .	353
6.5.1. Öffentlicher Auftritt in der DDR: Eine Lesung in der Kirche und ihr Echo . . . . .	354
6.5.2. Medienöffentlichkeit in der Bundesrepublik: Erstens das <i>Spiegel</i> -Interview. . . . .	359
6.5.3. Mehr Medienöffentlichkeit in der Bundesrepublik: Zweitens das <i>FR</i> -Interview. . . . .	367
6.5.4. Öffentlicher Auftritt in der DDR: Kurt Hagers Rede und das Scheitern der Publikationsverhandlungen. . . . .	372
6.6. Das MfS außen vor? . . . . .	377
7. Zusammenfassung. . . . .	387
8. Abkürzungsverzeichnis . . . . .	397
9. Bibliographie. . . . .	401
9.1. Unveröffentlichte Quellen: Archivalien . . . . .	401
9.2. Veröffentlichte Quellen: Primär- und Sekundärliteratur. . . . .	402
10. Deck- und Klarnamenverzeichnis inoffizieller Mitarbeiter des MfS . . . . .	415
11. Index. . . . .	417

# 1. Einleitung

## 1.1. Grenzgänger Jurek Becker: Fallbeispiel und Paradigma

In einer Verteidigungsrede für bürgerliche Rechte hat Jurek Becker einmal die Menschen, die bestehende Bedrohungen verdrängen, sowie diejenigen, die an ihnen zweifeln, denen gegenübergestellt, die sich im Angesicht der Gefahr wehren: »Diese Leute«, urteilte Becker, »nehmen sich das wichtigste Recht: sich für sich selbst zuständig zu fühlen. Sie suchen nach Verbündeten, sie schließen sich zusammen und leisten Gegenwehr. Ihr Verhalten ist politisch und zugleich optimistisch. Für sie ist längst nicht alles verloren, denn sie glauben an die eigene Kraft.«<sup>1</sup> Den Redner einer dieser drei Gruppen von Menschen zuzuordnen, wäre eine leichte Aufgabe: Ein Blick in Beckers Biographie belegt den Mut, die Bereitschaft und die Fähigkeit dieses Mannes, sich einzumischen in Angelegenheiten, die ihn betrafen oder betroffen machten, und auch öffentlich gegen den Strich zu denken. Ein mündiger Bürger – Becker war einer. Viele würden Fritz J. Raddatz zustimmen, der schrieb, Becker sei »ein Aufrechter, dessen Haltung man bewundern durfte«, gewesen.<sup>2</sup> Und Joachim Sartorius charakterisierte ihn als jemanden, »der Integrität verkörperte, der glaubwürdig war wie kein anderer«.<sup>3</sup> Diese und ähnliche Nachrufe verraten, daß hier der Person des Autors mindestens ebenso viel Respekt gezollt wird wie seinem Werk.

Dies ist teilweise Beckers Schicksal geschuldet, das den Sohn polnischer Juden zum Insassen des Lodzer Ghettos machte und ihn später die Konzentrationslager Sachsenhausen und Ravensbrück überleben ließ. Er wuchs als Sozialist in Ostberlin auf, trat der FDJ und der SED bei, absolvierte seinen Militärdienst bei der NVA, und studierte zunächst Philosophie an der Humboldt-Universität. Wie viele seiner Generation setzte er seine Hoffnungen in den Sozialismus als Garanten für eine antifaschistische Zukunft. Doch geriet er schon als Student in Konflikt mit SED und FDJ. Die Suspendierung vom Studium ebnete seinen Weg in die Filmbranche. Im Gegensatz zu vielen anderen Autoren gelang Becker gleich mit seinem ersten Roman, *Jakob der Lügner* (1969), der internationale Durchbruch, was ihn im Laufe der Jahre zunehmend finanziell unabhängig machte.<sup>4</sup> Becker gehörte zur Elite der DDR-Autoren, die ihre

---

<sup>1</sup> Becker, »Über den Wert der bürgerlichen Rechte«, S. 50f.

<sup>2</sup> Raddatz, »Anstiftung zum Verrat«, S. 56.

<sup>3</sup> Sartorius, »Grabrede für Jurek Becker«, in Kiwus (Hrsg.), Jurek Becker, S. 232f.

<sup>4</sup> Becker hat durchaus selbst gewußt, daß er in der DDR aufgrund seines durchschlagenden Erfolgs mit *Jakob der Lügner* Privilegien genoß, wie er in seinem letzten Interview kurz vor seinem Tod im März 1997 einräumte: »Das Buch war ein großes Glück für mich. Es hatte

Werke nicht nur im sozialistischen, sondern auch im demokratischen Teil Deutschlands (sowie anderen westlichen Staaten) veröffentlichten und damit dort auch Medienpräsenz hatten. Seine Anerkennung als Schriftsteller und Filmschaffender in der DDR integrierten ihn in den Kulturbetrieb. Doch wie viele andere Intellektuelle des Landes machte auch Becker einen Prozeß der allmählichen politischen Ernüchterung und Desillusionierung durch (vor allem angesichts des Prager Frühlings), der erst zur Entfremdung und letztlich zur Abkehr von der Parteipolitik führte. Bewundert wurde Becker diesseits und jenseits der Elbe für seinen Mut und seine politische Geradlinigkeit, die ihn für Kollegen eintreten ließ, ungeachtet etwaiger persönlicher Folgen: Im Herbst 1976 protestierte er zunächst gegen den Ausschluß von Reiner Kunze aus dem Schriftstellerverband und wenig später gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Becker war einer der dreizehn Erstunterzeichner der Petition, mit der DDR-Künstler und -Intellektuelle öffentlich gegen die drakonische Maßnahme protestierten. Die Biermann-Affäre wird oft als Zäsur in der Kulturpolitik der DDR, die unter Honecker anfänglich im Zeichen einer Liberalisierung gestanden hatte, begriffen.<sup>5</sup> Der Staat reagierte scharf auf die Protestierenden, die von nun an beispielsweise stärker als bisher vom Staatssicherheitsdienst überwacht wurden und von der Partei gerügt oder (wie Becker) sogar aus ihr ausgeschlossen wurden. Er verlor auch seine Position im Vorstand des Berliner Schriftstellerverbandes und trat wenige Monate später selbst aus dem Verband aus. Als sein Roman *Schlaflöse Tage* nicht erscheinen durfte, verließ er Ende 1977 als erster Autor die DDR mit einem Dauervisum, behielt aber seine Staatsbürgerschaft bis zum Ende der DDR.<sup>6</sup> Daß er in der alten Bundesrepublik Fuß fassen, in den Medien ein gern gelesener Kommentator deutscher Zustände werden, mit den Serien *Liebling Kreuzberg* und *Wir sind auch nur ein Volk* sogar erfolgreich fürs Fernsehen arbeiten konnte, hebt ihn von vielen anderen Autoren aus der DDR, die im Westen Schwierigkeiten hatten, ab.<sup>7</sup> Trotz seines politischen Engagements in

---

gleich so viel Erfolg, daß es mein Schriftstellerleben auf Rosen gebettet hat«. Vgl. Koelbl, »Das ist wie ein Gewitter«, S. 210.

- <sup>5</sup> In der Forschung besteht Einmütigkeit darüber, daß die Biermann-Affäre als die schwerwiegendste Krise in der Kulturpolitik der DDR anzusehen ist, weil die gegen die protestierenden Kulturschaffenden verhängten Sanktionen sich ins Gedächtnis nicht nur der unmittelbar Betroffenen eingruben, so daß ihre Nachwirkungen tiefgreifend und nachhaltig waren: »Hier wurden dem Verhältnis zwischen Partei und führenden Intellektuellen Wunden zugefügt, die nie mehr heilen sollten«, urteilt Wallace, »Die Kulturpolitik der DDR 1971–1990«, S. 98. Und Emmerich konstatiert: »Die Biermann-Ausbürgerung war eine einschneidende Maßnahme und hat sich bereits wenige Jahre später als historische Zäsur in der kulturpolitischen Entwicklung erwiesen«. Kleine Literaturgeschichte der DDR, S. 255.
- <sup>6</sup> Damit befand Becker sich im Gegensatz zu anderen Schriftstellern, die nach ihm auf der Basis von langfristigen Visen ausreisten, z.B. Erich Loest, Günter Kunert, Klaus Poche, Kurt Bartsch, Stefan Schütz, Bettina Wegner, Karl-Heinz Jakobs und Klaus Schlesinger, da die meisten dieser Autoren »nach mehr oder weniger kurzer Frist Bürger der Bundesrepublik« wurden. Emmerich, Kleine Literaturgeschichte der DDR, S. 257.
- <sup>7</sup> Stefan Heym bemerkte dazu: »Sicher war es nützlich für ihn, daß er etwa ein Dutzend Jahre schon, bevor der Westen in den Osten kam, aus dem Osten in den Westen ging: Auf diese Weise kannte er sich in der westlichen Lebensweise unter dem bundesdeutschen Literatur-

Westdeutschland nahm er stets regen Anteil an den Geschehnissen in der DDR, die er auch öffentlich analysierte und kommentierte, ebenso wie er sich über manche bundesrepublikanischen und immer wieder über die deutsch-deutschen Verhältnisse, vor allem auf literarischem und kulturpolitischem Gebiet, kritisch äußerte. Diese Haltung als »Äquidistanz zu Westdeutschen wie Ostdeutschen«<sup>8</sup> zu bezeichnen, mag ein wenig irreführend sein, weil sie olympische Gelassenheit suggeriert, wo linksintellektuelle Reflexion mit »Sensibilität und Scharfsinn«<sup>9</sup> oft zu unbequemen Fragen, Ansichten und Stellungnahmen führte. Daß er sich nicht vereinnahmen ließ, hat sicher zu seiner Glaubwürdigkeit beigetragen.

Der Überlebende wurde als Erwachsener zum Künstler und Lebenskünstler, der sich in allen drei deutschen Staaten nicht nur zurecht fand, sondern auch beruflich erfolgreich war, rund drei Jahrzehnte lang. Sein Werk entstand anfangs in der DDR, danach in der alten Bundesrepublik, und zuletzt im vereinten Deutschland. Es umfaßt Romane und Erzählungen, Essays, Reden und Interviews, sowie Szenarien und Drehbücher für Spielfilme und Fernsehserien. In der DDR war Becker bereits als Drehbuchautor bekannt, als er mit *Jakob der Lügner* debütierte. Zahlreiche Übersetzungen dieses Titels in andere Sprachen legten den Grundstein für Beckers internationales Renommee. Becker gestaltete mit dem jüdischen Ghattobewohner Jakob Heym, der Lügen über den Vormarsch sowjetischer Truppen verbreitet, um seinen Leidensgenossen Hoffnung auf Rettung zu machen, den ersten einer Reihe wenig heldenhafter Protagonisten, die aber oft die offiziellen Regeln des Zusammenlebens, die in ihrer Gesellschaft Gültigkeit haben, auf ihre Weise unterlaufen. In *Der Boxer* (1976) und in *Bronsteins Kinder* (1986) stehen ebenfalls Menschen jüdischer Herkunft im Vordergrund,<sup>10</sup> aber diese Romane spielen in der DDR. Die Integration ihrer Hauptfiguren in das sozialistische Deutschland ist nur oberflächlich erfolgt und mit »Verzicht auf sich selbst« teuer erkauft worden.<sup>11</sup> Ihr unter nationalsozialistischer Herrschaft erlittenes Schicksal bestimmt ihr weiteres Leben, ihre Identität und ihre sozialen Beziehungen – und sogar die ihrer Kinder, ohne daß diese Figuren hier einseitig auf ihren Opferstatus reduziert würden: Aron Blanks Verhältnis zu seinem Sohn Mark ist von Schweigen und Entfremdung gekennzeichnet. Während Aron seine jüdische Identität nach außen hin versteckt, flieht sein Sohn letztlich nach Israel. Seine Vorwürfe an den Vater schreiben das Buch ein in die bundesdeutsche Prosa der 70er Jahre, in der die »Auflehnung

---

geschäft bereits aus, als seine ehemaligen Ostkollegen sich ihren Weg dort noch mühselig ertasten mußten«. Vgl. »Witz und Wärme!« (IZA).

<sup>8</sup> So Lücke in »Apologet des Normalen«, seinem Nachruf auf Becker.

<sup>9</sup> Berg, »... und finde den Weg nicht« (IZA).

<sup>10</sup> Auch einige wenige seiner Erzählungen handeln von Schicksalen jüdischer Figuren, z.B. *Die Mauer* und *Die beliebteste Familiengeschichte*. Beide sind in dem Erzählungenband *Nach der ersten Zukunft* (1980) enthalten. Ein Blick in den Band nichtliterarischer Kurztexte *Ende des Größenwahns* (1996) zeigt, daß Becker sich gelegentlich auch in Aufsätzen und Vorträgen mit dem Judentum und deutsch-jüdischen Fragen auseinandergesetzt hat, z.B. in »Mein Judentum« oder in »Mein Vater, die Deutschen und ich«.

<sup>11</sup> Chiarloni, »Von der Schuld, noch am Leben zu sein«, S. 138.

der Söhne gegen das Schweigen der Väter« ein »zentrales Thema« war.<sup>12</sup> Sowohl der Generationenkonflikt als auch die Auseinandersetzung mit jüdischen Opfern des Faschismus werden in *Bronsteins Kinder* auf die Frage von Schuld und Sühne zugespitzt: Der junge Hans Bronstein erfährt, daß sein Vater und dessen Freunde einen Mann, in dem sie einen ihrer ehemaligen KZ-Aufseher erkannt haben, gefangenhalten und quälen. Beckers andere Romane werden von den drei genannten oft abgesetzt.<sup>13</sup> Bei näherem Hinsehen gibt es jedoch eine Reihe von Analogien, die die ›Holocaust‹-Romane Beckers mit den anderen verbinden. So spielen auch *Der Boxer* und *Bronsteins Kinder* in der DDR; sie bereichern daher die ›Schwierigkeit, Sozialist zu sein‹, um eine Dimension. Und Rolf Michaelis schrieb zutreffend, Becker sei in seinem zweiten Roman, der satirischen Geschichte des DDR-Schriftstellers Gregor Bienek, der für seine opportunistischen Werke mit Erfolg belohnt wird (*Irreführung der Behörden*, 1973), dem »Flunkerthema« seines ersten »treu« geblieben.<sup>14</sup> Doch geht es um mehr als ums Schwindeln: Sowohl die Reflexion darüber, was das Fabulieren, das Erzählen bedeuten kann, als auch das Spiel mit der Verlässlichkeit und Unzuverlässigkeit von Erzähler und Erzähltem, von Erinnertem und Erfundenem sind wichtige Motive in Beckers fiktionalen Werken, die damit auch erzähltheoretisch komplexer sind, als oft angenommen wird.<sup>15</sup> Dazu paßt, daß es häufig Angehörige der schreibenden oder deutenden Zunft sind, die die erzählten Welten bevölkern: Der Nachrichten ersinnende Jakob, der Schriftsteller Bienek, der aufmüßige Lehrer Simrock, der von der Schule fliegt (*Schlaflöse Tage*, 1978), oder der lebensmüde Journalist Kilian, den die Politik so deprimiert, daß er ins Sportressort ausweicht (*Aller Welt Freund*, 1982). In *Amanda herzlos* (1992) sind gar alle drei männlichen Hauptfiguren professionelle Schreiber, die dem Leser ihre Beziehung zu Amanda erinnernd erzählen – vom früheren Ehemann Amandas, dem DDR-Journalisten und rückgratlosen Parteigänger Ludwig Weniger,

<sup>12</sup> Ebd., S. 141.

<sup>13</sup> Mit Ausnahme des »ortlosen« Buchs *Aller Welt Freund*, schreibt Heidelberger-Leonard, gruppierten sich Beckers Romane »um zwei streng voneinander geschiedene Themenkomplexe [...]: der erste, dritte und sechste Roman beschäftigt sich mit der Schwierigkeit, Jude zu sein, der zweite, vierte und siebte Roman mit der Schwierigkeit, Sozialist zu sein«. Siehe »Auschwitz denken. Auschwitz schreiben«, S. 193. In der Sekundärliteratur werden die ›jüdischen‹ Texte Beckers bevorzugt nach entsprechenden Erzähltraditionen untersucht und als Grundlage für Ausführungen über Beckers jüdische Identität herangezogen. Vgl. beispielsweise Gilman, »Jüdische Literaten und deutsche Literatur« und *How I Became a German*; Johnson, *The Works of Jurek Becker*; Jung, ›Widerstandskämpfer oder Schriftsteller sein‹; Rock, *Jurek Becker* und »Wie ich ein Deutscher wurde«, sowie Rühl, ›Der Mensch ist doch kein Flussbett...‹.

<sup>14</sup> Michaelis, »Achtung: Falltür!«, zit. nach Heidelberger-Leonard (Hrsg.), *Jurek Becker*, S. 152.

<sup>15</sup> Beckers Erzähltechnik und damit zusammenhängende narratologische Fragen werden behandelt in den Forschungsbeiträgen von Dahlke, »Verlust des Komischen?«; Egyptian, »Die Riten des Erzählens und das Stigma der Identität«; Karnick, »Die Geschichte von Jakob und Jakobs Geschichten«; Krauss, »Sprachspiele – bitterernst«; Krumbholz, »Standorte, Standpunkte«; Manger, »Jurek Becker«; Mauelshagen, »Zur Erzählkonzeption in Texten Jurek Beckers«; Schmiedt, »Das unterhaltsame Ghetto«; Wiczorek, »›Irreführung durch Erzählperspektive?‹«.

über den Ostberliner Autor und Dissidenten Fritz Hetmann, der seine Beziehung zu Amanda sogar literarisch ausschalten will, zu Stanislaus Doll, dem westdeutschen Hörfunk-Korrespondenten und letzten Partner der wahrhaftigen Amanda, welche übrigens selber literarische Ambitionen hat, ohne daß ihrem widerständigen Werk Chancen eingeräumt würden, in der DDR das Licht der Öffentlichkeit zu erblicken. Zu Beckers zentralen Themen gehört die Frage nach dem Preis der Anpassung an oder der Auflehnung gegen die ›Behörden‹; Oliver Sill identifiziert als Leitmotiv aller Arbeiten Beckers, ob fiktionaler oder essayistischer Natur, »das Spannungsfeld von (erzwungener) Anpassung und notwendigem Widerstand«. <sup>16</sup> Besonders häufig muß sich die Integrität des einzelnen in der Praxis, und das heißt vor allem: in der Öffentlichkeit, bewähren. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit wird zum Movens für erzählte Konflikte, z.B. dem Ehekrach zwischen Gregor und Lola Bienek, den Vorwürfen Hans Bronsteins an seinen Vater, oder Amandas Verachtung für Wenigers Feigheit und Hetmanns arrogante Borniertheit. Beckers leichtfüßiger, humorvoller Stil und die ›simulierte Mündlichkeit‹ seiner Erzähltexte machen sein Werk eingängig und verweisen für Günter Butzer durch die dem mündlichen Erzählen innewohnende »Tendenz zum Szenischen« auf das Medium Film. <sup>17</sup>

Beckers filmisches Werk ist – abgesehen von Beyers Verfilmung von *Jakob der Lügner* (1974) und der TV-Serie *Liebling Kreuzberg* aus den 80er Jahren – nicht sehr bekannt, obwohl unter seinen Drehbüchern für die DEFA und das Fernsehen der DDR solche sind, die die Grundlage für seinerzeit erfolgreiche Filme bildeten, z.B. die Komödien *Wenn ein Marquis schon Pläne macht* (1962) und *Ohne Paß in fremden Betten* (1965), *Jungfer, sie gefällt mir* (1968, nach Kleists *Der zerbrochene Krug*) oder *Das Versteck* (1977), einer Ehegeschichte mit Manfred Krug und Jutta Hoffmann in den Hauptrollen. <sup>18</sup> Die Arbeit im Metier Film ist ein Element, das Beckers Leben in der DDR mit dem in der alten Bundesrepublik verbindet: »Im Westen tat Jurek Becker hauptsächlich das, womit er schon im Osten sein Geld verdient hatte: Er schrieb Drehbücher. Die Fernsehserie *Liebling – Kreuzberg* machte Becker mit Sicherheit bekannter als alle seine Romane zusammen«. <sup>19</sup> Beckers literarisches sollte mit seinem filmischen Werk nicht kontrastiert werden, da – abgesehen von thematischen Analogien – Detailgenauigkeit, prononcierte Mündlichkeit, treffsichere Dialoge, Humor, Witz und Pointenreichtum beide charakterisieren. Frauke Meyer-Gosau urteilt:

In seiner literarischen Ästhetik tatsächlich eher der altmodisch-moderne Erzähler mit aufklärerischen Zwecken, in Fernsehserien und Filmen der ambitionierte Unterhalter mit kompetentem Know-how und kongenialem ›Liebling‹-Darsteller, schaffte der DDR-Nationalpreisträger Jurek Becker einen Spagat, der seinen mit allen Westwassern gewaschenen Schreibkollegen sichtlich schwerfällt: die Kombination von U- und E-Literatur. <sup>20</sup>

---

<sup>16</sup> Sill, »Lieber sprechen als hören«, S. 74.

<sup>17</sup> Butzer, »Oralität und Utopie«, S. 113.

<sup>18</sup> S. die Einträge im Abschnitt »Films and Records« in O’Dohertys Becker-Bibliographie, S. 118.

<sup>19</sup> Schröder, »Töne des Menschlichen« (IZA).

<sup>20</sup> Meyer-Gosau, »Hinweise« (IZA).

Trotz Beckers hochinteressanter Biographie und seines faszinierenden schriftstellerischen und filmischen Schaffens sollen hier aber weder sein Leben noch sein Oeuvre als solches im Vordergrund des Interesses stehen. Werkinterpretationen sind bereits geschrieben worden, Biographien ebenfalls; die Chronologie der Ereignisse wird nur insofern eine Rolle spielen, als an ihr Entwicklungen verdeutlicht werden können.<sup>21</sup> Es soll versucht werden, einige von Beckers in der DDR entstandene Werke in ihrem Entstehungskontext zu verankern, um am konkreten Fallbeispiel eines bekannten Autors zu zeigen, wie der sozialistische Kulturbetrieb sowie der Literaturexport von Ost nach West funktionierten, wie ökonomische Interessen sich zu politisch-ideologischen verhielten, und wie sich die deutsch-deutschen Beziehungen auf Publikation und Rezeption von Werken diesseits und jenseits der Elbe auswirkten. Die Interferenz zwischen DDR-Literaturbetrieb, politischer Führungselite und Staatssicherheitsdienst soll am Beispiel Becker analysiert und illustriert werden. Es wird zu zeigen sein, daß der individuelle Autor nicht nur Spielball der Mächtigen, sondern auch Mitspieler war. Für den notwendigen Spielraum sorgte die Praxis der Kulturadministration in der DDR, die von Autor zu Autor bis zu einem gewissen Grad verschieden gehandhabt wurde – Kontingenz als systembedingter Faktor in den kulturpolitischen Entscheidungsprozessen des SED-Staats. Besonders wichtig ist mir, die Diskurse zu untersuchen, die die Auseinandersetzungen, aber auch das kooperative Miteinander der im Literaturbetrieb Agierenden charakterisierten.

Jurek Beckers Werk als Fallbeispiel zu nehmen, bietet sich aus mehreren Gründen an: Erstens wegen des bereits erwähnten Faktums, daß seine Texte in allen drei deutschen Staaten erschienen sind, so daß die Literaturbetriebe in Ost und West miteinander verglichen werden können. Zweitens gehört Becker zu den Autoren, die nach der Biermann-Affäre vom November 1976 in der DDR abgestraft wurden und dann in den Westen gingen, so daß er als Zeuge und Opfer der bedeutendsten Zäsur in der Kulturpolitik der SED gelten kann. Anhand des rapiden Tempos, mit dem Becker in diesem Zusammenhang vom geehrten Nationalpreisträger zum Staatsfeind umetikettiert wurde, kann auch die Fragilität von Positionen und Rollenzuweisungen in der DDR illustriert werden. Drittens wurde Becker vom MfS observiert und gehört somit zur Gruppe der Autoren, bei denen man vermutet (oder weiß), daß das MfS in verlegerische und politische Entscheidungen einbezogen gewesen ist. Art und Ausmaß dieses Involviertseins zu untersuchen, verdeutlicht die vielfach diskutierten Beziehungen zwischen dem MfS und dem Literaturbetrieb der DDR. Welche Rolle spielte das MfS also beispielsweise für das Verbot von *Schlaftlose Tage*, dem einzigen Roman Beckers, der nie in der DDR erscheinen durfte? Viertens überstand Beckers Ruf die Wende ›unbeschadet‹, u.a. weil er kein MfS-Spitzel war. Wie konnte er einem Druck widerstehen, dem viele andere nachgaben? Fünftens besticht gerade Becker durch die scheinbare Leichtigkeit, mit der er sich auf sozialistischem, bundesrepublikanischem

---

<sup>21</sup> Vgl. die biographischen Studien von Gilman, Karlson, Obrušnik und Rock. Einen Überblick über literaturwissenschaftliche Arbeiten zu Beckers Werk bieten die Bibliographien von O'Doherty und von Riedel.

und gesamtdeutschem Parkett öffentlich bewegen konnte. Den Gründen für diese Kompetenz nachzuspüren, bedeutet auch, sich dem Funktionieren des Literaturbetriebs in allen drei deutschen Ländern zu nähern, obwohl hier das Hauptaugenmerk auf den Jahren, die Becker in der DDR verbrachte, liegen wird. Und sechstens ist die Materiallage gut: Es sind zahlreiche offizielle, bisher überwiegend unveröffentlichte Dokumente verschiedener Provenienz und aus drei verschiedenen Dekaden vorhanden. Daraus soll eine Reihe von Texten ausgewählt und hier (ganz oder auszugsweise) zugänglich gemacht werden, weil diese Textzeugen ein Licht werfen können auf Machtdiskurse vor allem im Kulturbetrieb und im politischen Apparat der DDR.

Analysen des DDR-Kulturbetriebs heben häufig den bürokratischen Charakter des Apparats sowie seine Machtausübung und Kontrollfunktionen, wie sie sich z.B. in der Zensurpraxis manifestierten, hervor, betonen aber auch die Unterordnung der Kulturadministration (und der Kulturpolitik) unter etwaige Vorgaben der politischen Führungselite, die die Kompetenzen des eigentlichen Kulturbetriebs de facto eingrenzen. Der Zusammenhang zwischen Bürokratismus und Macht ist Gegenstand zahlreicher soziologischer Untersuchungen, auf die hier nicht im Detail eingegangen werden kann. Es ist jedoch sinnvoll, auf einige Aspekte von Max Webers Grundlagenforschung zur modernen Bürokratie, auf Michael Manns Studie über Quellen gesellschaftlicher Macht im modernen Staat, auf Michel Foucaults Arbeiten über Machtdiskurse sowie auf einige Einsichten der Spieltheorie zurückzugreifen.

Für Weber ist die Entstehung des modernen Staates mit dem Ausbau der Bürokratie verbunden. Die DDR war eine moderne bürokratische Industriegesellschaft – und stand dadurch dem Westen näher, als oft angenommen.<sup>22</sup> Da jedoch in einem sozialistischen Staat keine Gewaltenteilung demokratischen Zuschnitts besteht, sondern die Legislative direkt auf die Judikative und die Exekutive einwirkt, ist die Verwaltung einem Prozeß der Politisierung ausgesetzt, der zwar die Durchsetzung des politischen Willens begünstigt, jedoch nicht unbedingt – dies meine These – die Effektivität der Exekutive erhöht, weil die durch politische Eingriffe bedingte Einbuße an Autonomie die Routine der Verfahrensabläufe stört. In Anlehnung an Weber schreibt Michael Mann: »Bureaucracies are efficient at implementing substantive goals set from outside their own administration. If an administration imports substantive or value rationality and party struggles, then it is embedded in society, reducing its formal rationality. Bureaucracy presupposes the insulation of administration from politics.«<sup>23</sup> Der Staatssicherheitsdienst kann als Beispiel für einen bürokratischen Apparat gelten, dessen Organisation und Abläufe von wechselnden politischen Vorgaben bestimmt wurden. Es wird zu untersuchen sein, wie politische Tagesinteressen die Funktionsweisen des MfS nicht nur prägten, sondern auch beeinträchtigten: Der politische Druck im Zuge der Biermann-Affäre führte zu einem rasanten Anstieg der operativen Vorgänge, die das MfS gegen Kulturschaffende anlegte, was eine Überlastung der Parteischützer

---

<sup>22</sup> Vgl. hierzu Hörnigk, »Die Literatur ist zuständig«, S. 24f.

<sup>23</sup> Mann, *The Sources of Social Power*, Bd. 2, S. 444f.

mit sich brachte, die sich auf die Qualität der Ermittlungen auswirkte. Die Existenz zentraler politischer Vorgaben durch eine kleine, despotische Führungsclique ist nicht gleichbedeutend mit der effizienten Umsetzung eben dieser Vorgaben. Denn dazu bedarf es infrastruktureller Macht, wie Mann erläutert, der despotische von infrastruktureller Macht abgrenzt:

Despotic power refers to the distributive power of state elites over civil society. It derives from the range of actions that state elites can undertake without routine negotiation with civil society groups. [...] Infrastructural power is the institutional capacity of a central state, despotic or not, to penetrate its territories and logistically implement decisions. This is collective power, ›power through‹ society, coordinating social life through state infrastructures. It identifies a state as a set of central and radial institutions penetrating its territories. Because the infrastructural powers of modern states have increased, Weber implied this also increased their despotic power over society. But this is not necessarily so. Infrastructural power is a two-way street: It also enables civil society parties to control the state, as Marxists and pluralists emphasize. Increasing infrastructural power does not necessarily increase or decrease distributive, despotic power.<sup>24</sup>

Despotische Einmischungen von ›oben‹ und ›außen‹ (auch solche der Sowjetunion) waren sicher ein nicht zu vernachlässigender Faktor für konkrete Entscheidungen im kulturellen Bereich. Ebenso richtig ist der Verweis auf die reguläre Aufgabenverteilung der bestehenden kulturverwalterischen Infrastruktur für die Durchdringung des Kulturbetriebs und den Alltag der Machtausübung. Dennoch reichen weder despotische noch infrastrukturelle Macht aus, um tatsächliche Geschehnisse im Einzelfall zu erklären, da Machtbefugnisse – welcher Art auch immer sie sein mögen – nicht notwendig zu konkreten Schritten führen: Wer theoretisch die Druckgenehmigung für ein Buch verweigern darf, tut dies nicht immer und unbedingt und nach vorher-sagbaren Regeln. Entscheidungsprozesse sind keine nach naturwissenschaftlichen Gesetzen erfolgenden Abläufe. Was Mann über Gesellschaften schreibt, nämlich, sie seien keine Systeme, sondern »loose aggregates of diverse, overlapping, intersecting power networks«, trifft auch auf den Kulturbetrieb der DDR zu.<sup>25</sup> Solche Netzwerke sind nicht unbedingt identisch mit existierenden Kommandolinien und offiziellen Zuständigkeiten, sondern können mehr oder minder kurzfristige Allianzen, d.h. instabile Verbindungen einzelner sein, die in einem Einzelfall gemeinsame Interessen verfolgen und die sich in einem anderen Kontext möglicherweise gänzlich anders verhalten und solidarisieren können.

Bei der Analyse des Kulturbetriebs der DDR sollte man die handelnden Parteien – Autor, Funktionsträger vor allem in den Verlagen und im Kulturministerium, sowie Parteifunktionäre – nicht schematisch kontrastieren, weil es nicht allein die Position der Agierenden im System war, die ihre Handlungen bestimmte, sondern auch ihre individuellen Interessen und Erfahrungen. Im Mit- und Gegeneinander entwickelten alle Beteiligten Strategien, die angewandt und auf ihre Effektivität hin ausprobiert wurden. Vor allem in Krisensituationen zog man alle Register und erweiterte gege-

---

<sup>24</sup> Ebd., S. 59.

<sup>25</sup> Ebd., S. 506.

benenfalls sein eigenes Repertoire. Die Beteiligten lernten aus dem Vorgefallenen und übertrugen erfolgreiche Strategien auf andere Kontexte. Das bedeutet dreierlei: Erstens waren es nicht unbedingt die Strukturen des Apparats, die entscheidend waren für Abläufe und Geschehnisse, sondern die Individuen, die in diesen Zusammenhängen Funktionen ausübten, waren Handlungsträger, die einen gewissen Spielraum hatten. Zweitens sind deren Identitäten nicht statisch, sondern dynamisch, d.h. veränderlich je nach Situation. Das zeigt sich beispielsweise daran, daß ein- und dieselbe Person sich unterschiedlich verhalten konnte, je nachdem, ob sie etwa gerade in ihrer Rolle als Angestellter im Literaturbetrieb oder als inoffizieller Mitarbeiter des MfS tätig war. Es wäre falsch, das MfS und den Kulturbetrieb einander gegenüberzustellen, indem man z.B. den ersten als den Wächter über den zweiten definierte; ebenso wäre es irreführend zu behaupten, das MfS habe den Kulturbetrieb mit Spitzeln unterwandert. Vielmehr muß man differenzieren zwischen hauptamtlichen und inoffiziellen Mitarbeitern des MfS, die das MfS mit Informationen belieferten, aber in verschiedenen Rollenzusammenhängen und daher manchmal auch Rollenkonflikten agierten. Drittens basieren Entscheidungsfindungsprozesse auf der Existenz, der Zugänglichkeit sowie der Auswertung situationsrelevanter Informationen, auf der Handlungskompetenz der involvierten Parteien sowie auf der Vorhersage (und Vorhersagbarkeit) potentieller Folgen eigener Schritte.

Die Spieltheorie versucht, die in einem bestimmten Kontext gegebenen Handlungsoptionen zu quantifizieren und sie systematisch in Beziehung zu setzen zu den letztlich gewählten Schritten und den dadurch erzielten Ergebnissen.<sup>26</sup> Die mathematisch genaue Bezifferung möglicher Züge und Gegenzüge mag beim Schachspiel durchführbar sein, ist aber für lebensweltliche Kontexte wesentlich problematischer, weil eine nahezu unüberschaubare Fülle von Faktoren Entscheidungen und Handlungen von Menschen beeinflusst. Dennoch sind einige Überlegungen der Spieltheorie durchaus bedenkenswert. Wenn man davon ausgeht, daß die an einer Auseinandersetzung Beteiligten stets nur über unzureichende, weil unvollständige Informationen verfügen, um ihre Entscheidungen zu treffen – u.a. deswegen, weil sie nicht kooperieren, sondern gegeneinander agieren, was das Verbergen von Informationen vor dem jeweils anderen impliziert –, ist es wahrscheinlich, daß der von den Beteiligten gefundene Ausweg einen Kompromiß zwischen der von dem einzelnen jeweils eigentlich favorisierten, aber nicht durchsetzbaren Lösung, und der vom jeweiligen ›Spieler‹ am wenigsten erwünschten Wendung des Geschehens darstellt. Dieser Kompromiß – auch als ›Nash equilibrium‹ bekannt – mag zwar pragmatisch sein, ist jedoch auch ineffizient, weil er eben keine optimale Strategie repräsentiert.<sup>27</sup>

---

<sup>26</sup> Eine umfassende Einführung in die Spieltheorie bietet Binmore in *Fun and Games*.

<sup>27</sup> In der Spieltheorie wird dieser Mechanismus oft durch das Gleichnis des ›prisoners' dilemma‹ veranschaulicht: Man stelle sich zwei voneinander isolierte Gefangene vor, die eines gemeinsam begangenen Verbrechens angeklagt werden. Es liegen keine Beweise gegen die beiden vor, was den Delinquenten aber unbekannt ist; die Anklage kann sich also nur auf etwaige Geständnisse der Verbrecher berufen. Der Staatsanwalt wird versuchen, die Inhaftierten zur Aussage zu überreden, indem er demjenigen, der die Tat gesteht, eine gerin-

Auseinandersetzungen der DDR-Organen mit Kulturschaffenden können auch anhand spieltheoretischer Konzepte gedeutet werden. Denn trotz aller Bemühungen waren beispielsweise die Funktionsträger im Literaturbetrieb sowie das MfS oft nur unzureichend über die Schriftsteller informiert, selbst wenn das MfS seine Erkenntnisse kommunizierte: Weder Überwachungen auf Schritt und Tritt noch kolportierte Gesprächsfetzen oder abgehörte Telefongespräche garantieren zuverlässige, zusammenhängende Auskünfte; und verlässliche Projektionen über zukünftige Verhaltensweisen eines Menschen lassen sich auf der Basis geheimdienstlich erlangten Wissens wohl kaum erstellen.<sup>28</sup> Für die betroffenen Schriftsteller waren die konkreten Winkelzüge der verschiedenen Behörden in der Regel undurchschaubar, auch wenn manche Abläufe an sich klar gewesen sein mögen. Beide Seiten mußten ihre Entscheidungen also anhand unvollständiger Informationen treffen, beide mußten sich auf das riskante Spiel der Vorhersage möglicher nächster Schachzüge des Gegenüber einlassen. Dadurch erklären sich die weit verbreiteten Unsicherheiten ebenso wie der oft für alle Beteiligten suboptimale Ausgang eines Konfliktes. Entscheidungen werden häufig auf der Basis unzureichenden Wissens getroffen, und zwar sowohl von seiten der relativ Mächtigen als auch von seiten der relativ Ohnmächtigen. Daher ist es besonders interessant, sich anhand von Archivalien den Informationsfluß von Instanz zu Instanz zu verdeutlichen: Die oft beobachtete Kontingenz der Reaktionen und Entscheidungen im Apparat erklärt sich auch durch unzureichende Informationen und instabile Beziehungen von Einrichtung zu Einrichtung, von Individuum zu Individuum, nicht nur durch die politische ›Großwetterlage‹ und offizielle Kommandolinien.

## 1.2. Kontext: Die verwaltete Kultur – Instrumentalisierung und Emanzipation

Der Literaturbetrieb der DDR war grundverschieden von dem der BRD. Wirtschaftliche Beziehungen, kulturelle Kontakte und politisch-ideologische Konflikte zwischen beiden spiegelten sich oft in den Medien: Im Osten waren Funktionäre höchst

---

gere Haftstrafe in Aussicht stellt. Es ergibt sich folgendes Szenario: Entweder, einer von beiden agiert als Kronzeuge, was sich für ihn strafmildernd auswirken würde, wohingegen sein Kompagnon lebenslänglich hinter Gittern verschwände. Oder beide gestehen die Tat, dann werden beide zu mittleren Haftstrafen verurteilt. Ideal für sie wäre es jedoch, wenn sie die Aussage verweigern würden, denn das hätte ihren Freispruch aus Mangel an anderweitigen Beweisen zur Folge. Das Problem für jeden von ihnen ist zu erraten, wie der andere sich wohl verhalten wird. Aus Mißtrauen gegeneinander und aus Furcht vor lebenslanger Haft ist es wahrscheinlich, daß beide auf ›Nummer sicher‹ gehen und aussagen werden, also ihre Chance auf Freispruch aus Mangel an Information verspielen. Die gefundene Lösung ist ein ineffektiver Kompromiß, deren Nutznießer die Staatsanwaltschaft ist, welche ein Informationsmonopol über die Beweislage besaß.

<sup>28</sup> Ben-Israel ist denn auch skeptisch, was die Vorhersagbarkeit menschlichen Tuns durch geheimdienstliche Ermittlungen anbelangt: »Whatever we can know about future actions of human beings, can never [...] be final or absolute, and thus is never more than a mere conjecture«. Vgl. Ben-Israel, »Philosophy and Methodology of Intelligence«, S. 663.

wachsam, was die Berichterstattung über die Literatur, Kultur und Politik der DDR anbelangte, und man reagierte teils empfindlich auf das, was in der BRD in die Öffentlichkeit gelangte – auch wenn weite Teile der eigenen Bevölkerung dies wegen bestehender Einfuhrbeschränkungen von Druckerzeugnissen aus dem Westen gar nicht lesen, sondern allenfalls per Westfernsehen oder -rundfunk mitbekommen konnten. In der Bundesrepublik sah man auf die Medien der DDR meist herab, weil man sie lediglich als Sprachrohr der Regierenden einstufte. Die nicht nur ästhetisch, sondern auch politisch motivierte Bereitschaft der bundesrepublikanischen Verlags- und Presseszene, gerade solchen Schriftstellern und Werken, die jenseits der Elbe Schwierigkeiten hatten, eine öffentliche Plattform zu verschaffen, trägt nicht unerheblich zum heutigen Katzenjammer mancher damaliger Fürsprecher dar, die nunmehr von der Überbewertung weiter Teile der DDR-Literatur reden und ihr den Rücken zukehren. Angesichts der Enthüllungen über die Mittäterschaft mancher DDR-Autoren bei den Machenschaften des Staatssicherheitsdienstes erscheint eine solche Abwehrreaktion verständlich, wenngleich zu pauschal. Es täte not, sich der DDR-Literatur wieder zuzuwenden – nicht nur wegen ihrer literarischen Qualität, sondern auch, weil ihre Publikations- und Rezeptionsgeschichten in beiden deutschen Ländern die deutsch-deutsche Literatur- und Kulturgeschichte erhellen helfen.

Bekanntlich stand die Literaturproduktion und -rezeption in der DDR im Zeichen eines institutionalisierten und ausdifferenzierten Kontrollwesens. Auf Verlagebene umfaßten die Steuerungsmaßnahmen u.a. Verhandlungen mit den Autoren, die finanzielle Förderung ausgewählter literarischer Projekte, die Lektorierung und Begutachtung der Manuskripte, die Beantragung von Druckgenehmigungen, die Themen- und Produktionsplanung, die Mitwirkung an der Organisation von Veranstaltungen wie Buchbasaren und Autorenlesungen sowie die Berichterstattung über die Literatur an das MfS und das Kulturministerium. Die Verlage waren der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel (HV) im Kulturministerium rechenschaftspflichtig. Zu deren Aufgaben gehörte die Kontrolle und Anleitung der Verlage und des Buchhandels, die Zusammenarbeit mit den Bibliotheken und den einschlägigen Verbänden (Schriftstellerverband, PEN-Club, Bibliotheksverband, Börsenverein der Buchhändler), die Bearbeitung von Druckgenehmigungsanträgen sowie die Abstimmung wichtiger Publikationsentscheidungen mit höheren staatlichen Organen wie dem Politbüro oder der Abteilung Kultur des Zentralkomitees. Auch mit dem MfS wurde kooperiert, beispielsweise durch die Übermittlung relevanter Informationen. Während diese Infrastruktur im Prinzip transparent ist, ist das Zusammenspiel der einzelnen Einrichtungen im Einzelfall oft weniger eindeutig, u.a. deswegen, weil das System offen war für Einzelfallregelungen oder für Interventionen von oben, die den offiziellen Dienstweg außer Kraft setzten.

Die sozialistische Öffentlichkeit unterscheidet sich von der bürgerlichen moderner, demokratisch regierter Gesellschaften.<sup>29</sup> Jürgen Habermas' Konzept liberaler bürgerlicher Öffentlichkeit als der »Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute«,

---

<sup>29</sup> Vgl. hierzu Silberman, »Problematizing the »Socialist Public Sphere«.

die durch öffentlich vorgebrachte Kritik die Politik zu beeinflussen und Herrschaft selbst zu verändern suchen, impliziert zweierlei: die Existenz geeigneter Foren für das »öffentliche Raisonement«<sup>30</sup> – vornehmlich die freie Presse – sowie Zugang zu Informationen, d.h. einen gewissen Informationsfluß von »oben« nach »unten«, denn Nichteingeweihte können nur schlecht mitreden.<sup>31</sup> In der DDR gab es weder eine freie Presse noch eine Informationspolitik, die dem Bürger das Recht auf Information zugestanden hätte. Was die Bevölkerung erfuhr, bestimmten weitgehend die politischen Kader – zumindest was die offiziellen Kanäle anbelangte. Das heißt aber nicht, daß es im sozialistischen Deutschland keine Öffentlichkeit gegeben hätte. David Bathrick unterscheidet drei verschiedene, aber eng zusammenhängende Formen von Öffentlichkeit in der DDR: erstens die offizielle, von der Partei kontrollierte Öffentlichkeit, zweitens die medial vermittelte Öffentlichkeit, die per Fernsehen und Radio aus der Bundesrepublik importiert wurde, und drittens die inoffizielle Öffentlichkeit (oder Gegenöffentlichkeit) der verschiedenen Untergrundbewegungen, Künstler und oppositionellen Gruppen, die versuchten, »to break into or establish dialogue with the officially dominating voices« und »to establish semi-autonomous terrains of publicness, either partially within or wholly outside of official institutions«.<sup>32</sup> Diese dritte Öffentlichkeitsphäre ist auch als »Ersatzöffentlichkeit« bezeichnet worden, und zwar vor allem mit Bezug auf Kunst und Literatur als Foren und Medien kontroverser Auseinandersetzung, die andernorts nicht möglich gewesen sei in der DDR. »Da in der DDR über die dringlichsten Existenzschwierigkeiten nicht in aller Öffentlichkeit diskutiert werden konnte, wurden die Schriftsteller mit ihren Werken zu Dolmetschern der Volksmeinung«, argumentiert Werner Mittenzwei.<sup>33</sup> Daher, so Herminhouse, das große Interesse der kritischen Leserschaft an literarischen Texten, die dem hegemonialen Offizialdiskurs alternative Diskurse entgegensetzten, die Dinge über die Lebenswelt und Erfahrungen der Bürger schilderten, die in den offiziellen Kanälen nicht zur Sprache kamen, und die Differenzen zwischen »the official discourse and the contradictory experiences of individual subjects« thematisierten – Literatur als »a kind of ersatz-journalism«,<sup>34</sup> als ein »Medium der Selbstreflexion der Gesellschaft über sich selbst«.<sup>35</sup>

Doch wenn man Literatur (und Kunst) als Schauplätze für Ersatzöffentlichkeit versteht, läuft man Gefahr, kulturelle Erzeugnisse von »eigentlicher« Öffentlichkeit zumindest implizit abzugrenzen. Wie Robert Weimann schon 1979 in *Sinn und Form* anmerkte, ist Kunst aber »eine öffentliche Institution«.<sup>36</sup> Kunst und Literatur können

<sup>30</sup> Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, S. 86.

<sup>31</sup> Deshalb steht und fällt für Habermas mit dem allgemeinen Zugang zur Öffentlichkeit das Öffentlichkeitsprinzip selbst: »Eine Öffentlichkeit, von der angebbare Gruppen eo ipso ausgeschlossen wären, ist nicht etwa nur unvollständig, sie ist vielmehr gar keine Öffentlichkeit«. Ebd., S. 156.

<sup>32</sup> Bathrick, *The Powers of Speech*, S. 34.

<sup>33</sup> Mittenzwei, *Die Intellektuellen*, S. 279f.

<sup>34</sup> Herminhouse, »Literature as »Ersatzöffentlichkeit«?«, S. 87.

<sup>35</sup> Lüdtke, »Sprache und Herrschaft in der DDR«, S. 21.

<sup>36</sup> Weimann, »Kunst und Öffentlichkeit in der sozialistischen Gesellschaft«, S. 214.

ihre »Ersatz-Funktion für fehlende politische Öffentlichkeit«, wie Barck, Langermann und Lokatis sie der kulturellen Öffentlichkeit der 70er und 80er Jahre attestieren,<sup>37</sup> nur dann sinnvoll wahrnehmen, wenn sie selbst öffentlich werden. Das Konzept der Ersatzöffentlichkeit für literarische Werke ist problematisch, wenn es auf der Vorstellung einer Abspaltung der Literatur von der Öffentlichkeit – auch der »offiziellen« – und der Hinwendung zu einer dissidenten Nischenexistenz beruht, weil die dadurch notwendig sich einstellende Isolation das eigentliche Anliegen breitenwirksamer Teilhabe sabotiert. Literatur war politisch gewollt: zur Volkserziehung, für die sozialistische Traditionspflege und den internationalen Wettbewerb. Das ging nur per und in der Öffentlichkeit. Diese aber ist schwer zu steuern. So hatte der Parteiapparat de facto keineswegs vollständige Kontrolle über den Medienkonsum der Bevölkerung, schaffte er es doch beispielsweise trotz der zensorischen Druckgenehmigungspraxis nicht, das Massenmedium Buch zu kontrollieren: Hans-Georg Soldat wendet sich gegen die Auffassung, die Literatur in der DDR hätte »in einem abgeschlossenen Wirkungsfeld« existiert und betont stattdessen die Wichtigkeit ihrer Rezeption in der Bundesrepublik auch für das öffentliche Leben im sozialistischen Deutschland: »Jene Texte, die in der DDR nicht zugänglich waren, wurden – meist in wichtigen Auszügen – im Rundfunk verlesen (oft vom Autor), als Hörspiel ausgestrahlt oder mindestens ausführlich rezensiert.«<sup>38</sup> »Ersatzöffentlichkeit« gab es also vor allem westlich der Elbe, wo bekannte Regimekritiker der DDR offene Ohren und gespitzte Bleistifte vorfanden: »Der Westen war schon immer der eigentliche Samisdat des Ostens«, meint Klaus Michael.<sup>39</sup> Und per Westmedien wurden im Osten nicht nur kritische Stimmen aus den eigenen Reihen – ob literarisch oder nicht – verfolgt, sondern auch tagespolitische Informationsdefizite behoben: Gunter Holzweißig berichtet, die ZK-Abteilung Agitation habe bereits 1966 feststellen müssen, »daß sich schon damals 90 Prozent der Bevölkerung, darunter auch die Mehrzahl der Parteimitglieder, hauptsächlich über Westmedien informierte.«<sup>40</sup> Selbst dort, wo bundesdeutsche Fernsehprogramme nicht empfangen werden konnten (dies traf auf weite Teile des Bezirks Dresden zu), konnten westdeutsche Rundfunkstationen gehört werden – die Konsequenz: »Sofern er es wünschte, konnte prinzipiell jeder Bewohner der DDR westdeutsche elektronische Medien nutzen.«<sup>41</sup> Das Wort von der DDR als einer »geschlossenen Gesellschaft«<sup>42</sup> ist aufgrund der westdeutschen Öffentlichkeitsexporte und -plattformen also nur bedingt zutreffend. Weimann nutzte die sich anbietende »landesfremde Publizität« gar dazu, für ein Mehr an Öffentlichkeit im eigenen Land zu plädieren, denn »gegen Denunziationen, die den wirklichen Sachverstand verzerren«, helfe »kein Dementi«, und »gegen ideologische Transaktionen keine Nachrichtensperre«:

---

<sup>37</sup> Barck / Langermann / Lokatis, »Die DDR – eine verhinderte Literaturgesellschaft?«, S. 154.

<sup>38</sup> Soldat, »Dissidente Literatur in den Westmedien«, S. 167 u. 175.

<sup>39</sup> Michael, »Samisdat-Literatur in der DDR«, S. 159.

<sup>40</sup> Holzweißig, Zensur ohne Zensor, S. 166.

<sup>41</sup> Ebd., S. 167.

<sup>42</sup> Emmerich, Kleine Literaturgeschichte der DDR, S. 40.

Angesichts der Reichweite und Dichte westdeutscher Medien ist (wie in keinem anderen sozialistischen Land) mit einer permanenten Einmischung in die kulturelle Empfänglichkeit aller Klassen und Schichten zu rechnen. [...] Gegen diese Einmischung kommt keine partielle oder verspätete oder bloß didaktische Richtigstellung an, sondern nur die überlegene, realistische Perspektive auf das komplexe Ganze des tatsächlichen gesellschaftlichen Erfahrungszusammenhangs. Sobald dabei ein bestimmter (etwa problematischer) Bereich oder Gegenstand von Erfahrung ausgespart wird, bleibt er der anderen Seite überlassen, wird er von dieser besetzt: Neutrales Terrain gibt es im öffentlichen Gefilde sozialer Erfahrungen nicht; nur die eigene Öffentlichkeit wird dadurch begrenzt oder beschädigt. Insofern ist [...] der souveräne öffentliche Austausch offen diskutierter Probleme durchaus ein Zeichen offensiver Stärke im ideologischen Klassenkampf.<sup>43</sup>

Was Bürgern demokratischer Länder und Arbeitnehmern in marktwirtschaftlich organisierten ökonomischen Kontexten als Option offensteht, nämlich bei Mißfallen an den herrschenden Verhältnissen diesen entweder den Rücken zu kehren oder aber Kritik an ihnen zu äußern, um zu versuchen, die Gegebenheiten zu verändern,<sup>44</sup> war für die Mehrheit der DDR-Bürger kein gangbarer Weg, weil es weder Freizügigkeit außer Landes noch eine diskursive Streitkultur von »unten« nach »oben« gab. Der »demokratische Zentralismus« der DDR-Regierung stand vielen Modernisierungen de facto entgegen, weil er Teilsystemen (z.B. der Wirtschaft, der Verwaltung, dem Recht etc.) die Autonomie versagte, so daß diese Systeme sich nicht eigenständig entwickeln und modernen Erfordernissen anpassen konnten.<sup>45</sup> Es gilt für die gesamte Gesellschaft, was Wolfgang Emmerich über die »*Erziehungsdiktatur*« im Bereich der Literatur schreibt:

Das System Literatur war in der DDR als Subsystem des gesellschaftlichen Ganzen nie so beschaffen, daß es sich autopoietisch-selbstreferentiell auszudifferenzieren und einen stabilen Eigenzustand herzustellen vermochte. Es blieb unter dem Primat des Politischen, es war in Permanenz *overmanaged* durch restriktive Vorgaben von Staat und Partei.<sup>46</sup>

Die Entmündigung des Literaturbetriebs diente der Hegemonie der herrschenden Partei und wurde, wie die Steuerungsmechanismen in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen, durch den Hinweis auf notwendige Entwicklungsschritte des Sozialismus gerechtfertigt. Ironischerweise führte aber gerade die herausgehobene Rolle der Literatur im geplanten gesamtgesellschaftlichen Erziehungsprozeß zu Privilegien für

---

<sup>43</sup> Weimann, »Kunst und Öffentlichkeit in der sozialistischen Gesellschaft«, S. 240f.

<sup>44</sup> Dieses duale Modell von »exit« versus »voice«, von Ausstieg oder Kritik ist von Albert O. Hirschman in den 70er Jahren entwickelt und später von ihm auch auf die Verhältnisse in der DDR übertragen worden. Vgl. »Exit, Voice, and the State« und »Exit, Voice, and the Fate of the German Democratic Republic«.

<sup>45</sup> Systemtheoretiker unter den Politologen sehen in der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft einen wesentlichen Garanten für eine stabile, moderne Gesellschaft. Wenn sie Recht hätten, hieße das, die SED hätte ironischerweise gerade durch ihren autoritären Führungsstil Differenzierung sowie Modernisierung behindert, dadurch Ineffizienz sowie Unzufriedenheit herbeigeführt, und somit zur Implosion der DDR entscheidend beigetragen. Vgl. Merkel, »Struktur oder Akteur, System oder Handlung«, S. 306–309.

<sup>46</sup> Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, S. 40 (Hervorhebung im Original).

Schriftsteller, welche (manchen von ihnen wenigstens) Wege aus der Zwangsjacke öffneten. Wer sich mehr herausnehmen konnte als seine Kollegen, wurde dabei nicht nur durch künstlerische Fähigkeiten oder politische Verlässlichkeit bestimmt, sondern vor allem durch den internationalen Rang des jeweiligen Autors, und das hieß in erster Linie durch seinen Bekanntheitsgrad in der Bundesrepublik. Dieser aber war Ergebnis medialer Vermittlungsprozesse in der bürgerlichen Öffentlichkeit Westdeutschlands: Medienpräsenz durch Veröffentlichungen in Westdeutschland, Lesereisen, Fernsehauftritte, Radiosendungen, Rezensionen und Berichterstattungen in der Presse. Wie groß das Echo war, das DDR-Schriftsteller in bundesrepublikanischen Medien fanden, hing dabei auch vom bilateralen politischen Klima und von westdeutschen Wahrnehmungen der politischen Lage in der DDR ab.

Seit der Wende und der Öffnung der Archive sind zahlreiche wissenschaftliche Publikationen zur DDR-Literatur erschienen, vor allem zu zensorischen Mechanismen und Praktiken, die den Literaturbetrieb des sozialistischen Deutschland charakterisierten. Neben breit angelegten Arbeiten über die DDR-Kulturpolitik oder über die Einrichtung und Funktionsweise zensurrelevanter Organe stehen auf einzelne literarische Texte bezogene Studien, die konkrete Zensurfälle analysieren und dokumentieren.<sup>47</sup> Eine vergleichbare Veröffentlichung liegt für Becker und sein Werk noch nicht vor. Diese Forschungslücke zu schließen, ist nicht allein für die Becker-Forschung ergiebig. Denn eine solche detaillierte Einzelfallanalyse beleuchtet exemplarisch die Bedingungen, unter denen die Produktion, Distribution und Rezeption der DDR-Literatur insgesamt stand. Geht man davon aus, daß diese Rahmenbedingungen sich auf Autor und Text ausgewirkt haben, muß man versuchen, sie zu rekonstruieren, schon allein um das Textverständnis zu verbessern. Literatur mag – Brechts Bonmot zufolge – autonom sein, autark ist sie nicht. Schließlich gibt es Untersuchungen über Literatur, die in nichtdemokratischen Ländern und Zeiten entstanden ist, welche zeigen, daß Schriftsteller sich zu außerliterarischen Konditionen verhalten, indem sie beispielsweise versuchen, regimekritische Botschaften zu verschlüsseln, um sie am Zensor vorbeizuschmuggeln. Diese ›äsoische Schreibweise‹<sup>48</sup> beeinflusst Ästhetik und Thematik eines solchen Textes; zur Entschlüsselung historisch gebundener Doppelsinnigkeiten bedarf es mehr als rein textanalytischer Kompetenz. Wenn Volker Braun in

---

<sup>47</sup> Zu letzteren gehören Drescher, Dokumentation zu Christa Wolf ›Nachdenken über Christa T.‹, Mix, Ein ›Oberkunze darf nicht vorkommen‹, und Krämer, Ein dreißigjähriger Krieg gegen ein Buch. Wichtige Grundlagenforschung zur Literaturzensur der DDR ist von Barck, Langemann und Lokatis in ›Jedes Buch ein Abenteuer‹ betrieben worden, und das Standardwerk zur Bedeutung des MfS für den Literaturbetrieb stammt von Walther, Sicherungsbereich Literatur.

<sup>48</sup> Laut Lev Loseff ist der Begriff der äsoischen Sprache seit den 1860er Jahren von russischen Kritikern und Literaturwissenschaftlern als Metapher für literarische Texte verwendet worden, in denen auf systematische Weise direkte, aber vom Zensor inkriminierte Bezeichnungen durch indirekte Ausdrücke, z.B. mittels Andeutungen und Umschreibungen, ersetzt werden, um der Zensur zu entgehen und die verschlüsselte Kommunikation mit dem Leser zu ermöglichen. Vgl. On the Beneficence of Censorship, S. 1, S. 6 und S. x.

seinem Wende-Gedicht *Das Eigentum* von 1990 schreibt: »Und unverständlich wird mein ganzer Text«, spielt er damit auf den durch den Untergang der DDR erfolgten Zusammenbruch eines Wert-, Sinn- und Orientierungssystems an, das auch die Lektüre leitete.<sup>49</sup> Da es die eine richtige Interpretation nicht gebe, der Text sich vielmehr im Prozeß des Lesens konstituiere, veränderten sich mit der Lebenswirklichkeit der Leser auch die Texte, gibt Bernd Hüppauf zu bedenken: »Was bei der Lektüre von Literatur bisher stets mitgedacht wurde, nämlich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Sozialismus, gehört nicht länger zum Konstitutionsprozeß des Lesens.«<sup>50</sup> Wohl aber ist es historische Realität.

Die Koordinaten für die Interpretation von DDR-Literatur haben sich mit dem Mauerfall geändert. Wolfgang Emmerich hat eine »Literaturgeschichte der DDR, die die Kategorie des Ästhetischen zum Fluchtpunkt macht«, gefordert.<sup>51</sup> Eine derartige »Wertung der Literatur nach dem Kriterium ihrer ästhetischen Emanzipation von politischen Zwängen« zwecks Verankerung der Literatur in der Moderne – als subversives »*Medium der Sinnkrise*« – griffe allerdings zu kurz, wenn sie den politischen Kontext außer acht ließe.<sup>52</sup> Denn Foucaults Beschreibung der Literatur als »Gegendiskurs«, als »spielerische Verneinung«,<sup>53</sup> auf die Emmerich sich beruft, macht nur Sinn vor dem Hintergrund des »Leitdiskurses«, als dessen Gegenentwurf die Literatur betrachtet wird. Literatur »als Literatur«<sup>54</sup> wahrzunehmen heißt nicht, sie aus ihrem Entstehungskontext und ihren gesellschaftlichen Bezügen herauszulösen.

Das Bemühen, die Auseinandersetzung mit der DDR-Literatur neu zu legitimieren und ihr neue Wege aufzuzeigen, muß im Zusammenhang mit den vorgängigen Versuchen, diese Literatur zu desavouieren, gesehen werden. Zwei wichtige Debatten im Blätterwald der Nation sind hier beispielhaft anzuführen: erstens der sogenannte »Literaturstreit« vom Sommer und Herbst 1990, der durch Auseinandersetzungen mit Christa Wolfs Roman *Was bleibt* (Juni 1990) ausgelöst wurde,<sup>55</sup> und zweitens die Stasi-Debatte, die Anfang der 90er Jahre nach Enthüllungen über die Zusammenarbeit einiger prominenter Schriftsteller wie Heiner Müller, Sascha Anderson und Rainer Schedlinski mit dem MfS erfolgte. Beide Male lief die Diskussion auf die Frage hinaus, ob die DDR-Literatur und ihre Verfasser regimekritisch oder systemstabilisierend waren und ob die DDR-Schriftsteller durch ihr Involviertsein in das sozialistische System politisch-moralisch versagt hatten oder nicht. Hatte es im 20. Jahrhundert auf deutschem Boden zwei Mal eine unselige Allianz zwischen Geist und Macht gegeben? An dieser Frage schieden sich die Geister, und auch die Forschung spaltete

---

<sup>49</sup> Zit. nach Visser, »Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle«, S. 427. Dort auch ein Abdruck des ganzen Gedichts.

<sup>50</sup> Hüppauf, »Moral oder Sprache«, S. 228f.

<sup>51</sup> Emmerich, »Für eine andere Wahrnehmung der DDR-Literatur«, S. 16.

<sup>52</sup> Ebd., S. 17 (Hervorhebung im Original).

<sup>53</sup> Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, S. 366.

<sup>54</sup> Emmerich, »Für eine andere Wahrnehmung der DDR-Literatur«, S. 20 (Hervorhebung im Original).

<sup>55</sup> Analysen des Literaturstreits bieten Anz, *Es geht nicht um Christa Wolf, Graves, »The Erosion of Hope«*, und Paul, *»Was bleibt 1979–1989«*.

sich in zwei Lager: Während Wissenschaftler wie Emmerich neue Paradigmen für die Auseinandersetzung mit der DDR-Literatur anregten, verachteten andere die DDR-Autoren nunmehr als Rädchen im Getriebe und kanzelten ihre literarischen Werke als überbewertet ab.

Wenn konservative Kritiker und Germanisten wie Frank Schirrmacher, Ulrich Greiner und Karl Heinz Bohrer aus politischen Vorbehalten gegenüber dem abgewickelten sozialistischen Deutschland auch dessen Literatur ablehnen, lesen sie ästhetische Texte so, wie sie von politischen Funktionsträgern der DDR gelesen worden sind: als Ausfluß und Reflex des real existierenden Sozialismus. Ironischerweise fallen damit die Kritiker des Sozialismus de facto auf vormoderne Literaturkonzepte zurück, die der Literatur keine ästhetische Autonomie zuerkennen, sondern ihren Zweck im sozialpädagogischen Utilitarismus eines neuzeitlichen *prodesse et delectare* verankern – ganz im Sinne von Stalins Instrumentalisierung der Schriftsteller als ›Ingenieure der menschlichen Seele‹. Kein Wunder, daß Emmerich zur Rettung der DDR-Literatur ihre Verortung gerade in moderne Traditionen sowie ihre Bewertung unter ästhetischen Gesichtspunkten einfordert:

Denn es ist ja vor allem die schrittweise ästhetische Emanzipation eines Teils der in der DDR entstandenen Literatur, die ihre Qualität, ihre Würde, ihren Schutz vor Vereinnahmung und Instrumentalisierung ausmacht. [...] wäre DDR-Literatur immer nur Substitut für fehlende Öffentlichkeit oder Legitimationstext einer gescheiterten Staatsmacht gewesen, würde unser Interesse an ihr noch rascher erlahmen, als mancher ihrer Verächter es sich erträumt.<sup>56</sup>

Es ist genau das hier umrissene Spannungsfeld zwischen ästhetischer *und* politischer Instrumentalisierung und Emanzipation, das sich so manchem literarischen Text, der in der DDR entstanden ist, eingeschrieben hat und das folglich mitgelesen werden muß, wenn man den fraglichen Text kompetent, und das heißt: in seiner Mehrschichtigkeit, rezipieren will. Bei dem Versuch, die Geschehnisse und Verhältnisse im Literaturbetrieb der DDR in Beziehung zu setzen zum literarischen Text, darf man nicht kausal-deterministischen Kurzschlüssen aufzusitzen.

### 1.3. Zensur: Türhüter zur Öffentlichkeit

Da die DDR-Literatur in einem zensorischen Kontext entstand und verlegt wurde, liegt es nahe, die Strukturen dieses Systems nicht nur zu beschreiben, sondern sich auch theoretische Ansätze aus der Zensurforschung für die Analyse zunutze zu machen. Doch die traditionelle Zensurforschung ist literaturhistorisch und epochenspezifisch ausgerichtet, so daß ihre Erkenntnisse über einzelne zensorische Einrichtungen und politische Zensurträger sich nicht unbedingt auf die Verhältnisse in der DDR übertragen lassen. Die neuere Zensurforschung – vor allem der ›New Censorship‹ US-amerikanischer Prägung, der Zensur als unweigerlich gegebenes, von politischen

---

<sup>56</sup> Emmerich, Kleine Literaturgeschichte der DDR, S. 26f.

Systemen prinzipiell unabhängiges Element menschlicher Kommunikation betrachtet<sup>57</sup> – ignoriert nicht selten konkrete gesellschaftspolitische Kontexte, wodurch ihr ein universalistischer Zug anhaftet, der sich bei näherem Hinsehen für die Analyse der Literaturzensur in der DDR als problematisch erweist. Dies auch deshalb, weil Ansätze, die Systemkomponenten überbetonen, wenig Spielraum für individuelle Akteure lassen. In Untersuchungen über Zensurfälle in der DDR sind jedoch auch die Handlungsmöglichkeiten der einzelnen involvierten Personen im System zu analysieren. Hierzu sind in rezenten Studien Anleihen bei soziologischen Theorien sozialen Handelns gemacht worden, vor allem bei Pierre Bourdieu.

Holger Brohm hat vorgeschlagen, Bourdieus Theorien über Feld und Zensur für die Analyse der Literaturzensur in der DDR fruchtbar zu machen, was bedeutet, daß alle in die Zensur Involvierte oder von ihr Betroffene – Autor, Leser, Funktionsträger – als im literarischen Feld Agierende und gleichzeitig von diesem Feld Kontrollierte betrachtet werden:

Das literarische Feld [...] als die besondere soziale Welt, in der Autorinnen und Autoren existieren und handeln, ist der Raum des Möglichen, der [...] das Handeln des einzelnen Akteurs dadurch organisiert, daß ihm mögliche Positionen (im Sinne von Optionen) offeriert werden. Mit der Wahrnehmung einer Möglichkeit – im doppelten Sinne als Auffassen und Ausführen zu verstehen – positioniert sich der Akteur und nimmt zu anderen Positionen Stellung. [...] Durch die Unterscheidung von heteronomen und autonomen Kräften im literarischen Feld wird es möglich, kulturpolitische Äußerungen und Sanktionen sowie die Stellungnahmen von Autoren in ihren Werken, aber auch die unterschiedlichen Reaktionen auf literarische Texte in Form von Kritiken und von Gutachten im Prozeß der literarischen Zensur als aufeinanderbezogene Handlungen im Feld zu beschreiben. [...] Auf diese Weise können Zusammenhänge gezeigt werden, die den Akteuren kaum einsehbar waren und dennoch ihr Handeln entscheidend mitbestimmen.<sup>58</sup>

Grundlegend für ein jedes Feld ist nach Bourdieu die (stillschweigende) Übereinkunft der Involvierten darüber, daß es sich lohnt, sich in diesem Feld zu engagieren.<sup>59</sup> Die damit einhergehende Wertschätzung des Feldes und seiner grundlegenden Regeln sowie die Bereitschaft, feldspezifische Kompetenzen zu erwerben und diese anzuwenden, trügen zur Reproduktion des Feldes bei. Die Kämpfe und Auseinandersetzungen im literarischen Feld seien bestimmt von dem Wunsch der Agierenden, anerkannt zu werden und ihre eigene Autorität auszubauen, wodurch es zu Veränderungen der Machtverhältnisse im Feld kommen könne:

Diejenigen, die bei gegebenen Kräfteverhältnissen das spezifische Kapital – Grundlage der Macht oder der für ein Feld charakteristischen spezifischen Autorität – (mehr oder weniger vollständig) monopolisieren, neigen eher zu Erhaltungsstrategien – Strategien, die im

---

<sup>57</sup> Vgl. den einschlägigen Reader von Post, *Censorship and Silencing*, der wichtige Beiträge von Vertretern des ›New Censorship‹ enthält.

<sup>58</sup> Brohm, *Die Koordinaten im Kopf*, S. 12f. und S. 17f. – Einen interessanten Sammelband mit Beiträgen, die sich der DDR-Literatur unter Rückgriff auf Bourdieus Feldtheorie nähern, hat kürzlich Ute Wölfel mit *Literarisches Feld DDR* vorgelegt.

<sup>59</sup> Ich beziehe mich im folgenden auf Bourdieu, *Soziologische Fragen*.

Feld der Produktion kultureller Güter tendenziell die *Orthodoxie* vertreten –, die weniger Kapitalkräftigen dagegen (die oft auch die Neuen und damit meist Jüngeren sind) eher zu Umsturzstrategien – Strategien der *Häresie*.<sup>60</sup>

Kennzeichnend für den Literaturbetrieb der DDR war die Überzeugung der Beteiligten von der gesellschaftspolitischen Signifikanz der Literatur. Dieses Literaturkonzept hatte sich im ›Leseland DDR‹ nicht allmählich historisch herausgebildet, sondern war in Anlehnung an sowjetische Muster politisch gesetzt worden. Daher galt es zu definieren, welche Art von Literatur den politischen Auftrag, zur Verwirklichung des Sozialismus beizutragen, erfüllen konnte. Die Definitionsmacht lag bei der politischen Führung, die Umsetzung der vorgegebenen Maximen sollte von den Schriftstellern geleistet werden. Diese expliziten Steuerungsversuche führten einen politisch-ideologischen Maßstab in einen ästhetischen Bereich ein. Folglich konnten die Anforderungen des Feldes an den einzelnen durchaus widersprüchlich sein, etwa wenn einer vom künstlerischen Standpunkt aus positiv einzustufenden ästhetischen Innovation aus ideologischen Gründen die Anerkennung verweigert wurde. Diskussionen darüber, was in der Literatur als ›orthodox‹ und was als ›häretisch‹ zu gelten habe, berührten immer auch die Autonomie der Literatur. Beides – ästhetischer Wert und ideologischer Verdienst – wurde bei der Beurteilung eines literarischen Werkes in die Waagschale geworfen, und zwar je nach Standpunkt und Position des Bewertenden in höchst unterschiedlicher Gewichtung. Dabei ging es nicht allein um Geschmacksurteile, sondern um einen Aspekt, der für Autoren und ihre Werke von existentieller Bedeutung ist: den Zugang zur Öffentlichkeit. Interessenskonflikte zwischen den im Literaturbetrieb Tätigen kristallisierten sich in der Frage, was wann von wem wo und wie öffentlich verbreitet werden konnte und durfte.

Bourdieu behauptet: »Jedes Spezialfeld, das philosophische, religiöse, literarische usw., hat seine eigenen Gesetze und läßt tendenziell ein Sprechen, das mit diesen Gesetzen nicht vereinbar ist, der Zensur anheimfallen.«<sup>61</sup> Die Crux des Literaturbetriebs der DDR bestand jedoch gerade darin, daß es nicht nur nach Maßgabe seiner eigenen, literaturbezogenen Gesetze funktionieren durfte, sondern »fremdbestimmt [war] wie zuletzt in der feudalabsolutistischen Gesellschaft 250 Jahre zuvor.«<sup>62</sup> Entscheidend für die Literatur in der DDR war die Existenz eines zensorischen Apparates, der als Torhüter zur Öffentlichkeit fungierte. Bourdieu unterscheidet solche explizit zensorischen Institutionen wie die Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel nicht von implizit zensorischen Effekten, die überall konstatiert werden können, wo ein Sprecher »Euphemisierungsarbeit« leistet, um eine im jeweiligen Feld akzeptable Form für das zu finden, was er sagen möchte und was Bourdieu als »Kompromiß zwischen einem *Ausdrucksinteresse* und einer *Zensur*« beschreibt, welche »in der Struktur des Felds besteht, in dem dieser Ausdruck angeboten wird.«<sup>63</sup> Sein Feld-Konzept ist

---

<sup>60</sup> Ebd., S. 109 (Hervorhebungen im Original).

<sup>61</sup> Ebd., S. 126.

<sup>62</sup> Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, S. 42.

<sup>63</sup> Bourdieu, *Soziologische Fragen*, S. 131 (Hervorhebung im Original).

m.E. nur eingeschränkt tauglich für die Analyse der Zensur in einer Gesellschaft, in der Bereiche, die in demokratischen Staaten ausdifferenziert und relativ eigenständig sind, sich nicht von politischen Vorgaben freimachen und vor politisch motivierten Eingriffen schützen konnten. Henning Wrage gibt zu bedenken, »ob Bourdieus Theorie nicht eine ausdifferenzierte Gesellschaft voraussetzt, oder genauer, selbst eine der Ausdifferenzierung ist. Dann wäre offenbar auch die Theorie des sozialen Feldes nur bedingt auf die DDR anwendbar.«<sup>64</sup> Sigrid Meuschel urteilt, die Macht des politischen Systems in der DDR habe »auf der Entdifferenzierung der gesamten Gesellschaft« und der politischen »Herrschaft über alle Subsysteme« beruht.<sup>65</sup> Das gerade macht das Faszinosum des DDR-Literaturbetriebs aus: Sein Mangel an Selbstbestimmung bedeutet die Chance, nicht nur seine Funktionalität oder Disfunktionalität im Angesicht von Störungen von ›außerhalb‹ zu evaluieren, sondern sich über den Literaturbetrieb auch politischen Machtzentren zu nähern, die sich in demokratischen Gesellschaften nicht wesentlich, in der zentralistisch organisierten DDR aber sehr wohl in kulturelle Belange einmischen.

Es muß festgehalten werden, daß nicht jede Form sozialer Kontrolle oder kontextbezogener diskursiver Gepflogenheiten schon Zensur darstellt. Meines Erachtens sollte von Zensur nur dann gesprochen werden, wenn eine als Zensurträger fungierende Einrichtung eine vom Verfasser für die Öffentlichkeit intendierte Äußerung aus im weitesten Sinne ideologischen Gründen nicht unbehelligt an das Zielpublikum dringen läßt. Wir haben es also mit einer autoritären Fremdbestimmung durch eine Macht zu tun, die sich zwischen den Sender und den intendierten Empfänger der fraglichen Botschaft stellt und so die Kommunikation und Rezeption kontrolliert.<sup>66</sup> Eine solche Fremdbestimmung erfolgte in der DDR u.a. durch die HV Verlage, aber auch durch das MfS und die politische Führung kam es zu Interferenzen. Abgesehen von den dafür notwendigen Befugnissen bedarf es hierzu der Zusammenarbeit der involvierten Instanzen sowie vor allem des entsprechenden Informationsflusses.

#### 1.4. Der gesprächige Geheimdienst: Das MfS als Disziplinarmacht

Unerläßlich für die Beschaffung, Auswertung und Verwaltung von Informationen ist die Errichtung eines Apparates, der diese Aufgabe zur Zufriedenheit des Auftraggebers leisten kann. Das MfS ebenso wie verschiedene Instanzen der Kulturadministration erfüllten die Funktion einer solchen Disziplinarmacht, wobei ›Disziplinen‹ mit Foucault als Techniken, »die das Ordnen menschlicher Vielfältigkeiten sicherstellen sollen«, definiert werden können.<sup>67</sup> Viele der disziplinierenden Strategien, die Foucault identifiziert, sind typisch für die Organisationsformen und Funktionsweisen moderner Institutionen im allgemeinen, z.B. die angestrebte Optimierung der Zeitnutzung, die

---

<sup>64</sup> Wrage, »Feld, System, Ordnung«, S. 57.

<sup>65</sup> Meuschel, Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR, S. 120.

<sup>66</sup> Eine ausführliche Einführung in die Zensurtheorie bietet Müller, »Über Zensur«.

<sup>67</sup> Foucault, Überwachen und Strafen, S. 279f.

Einführung einer Rangordnung, die dem einzelnen seinen Platz in einer hierarchischen Ordnung sowie sein Aufgabengebiet zuweist, oder die Kontrolle der individuell erbrachten Leistungen.<sup>68</sup> Manche von Foucaults Beobachtungen scheinen besonders geeignet für die Beschreibung eines autoritären Apparates wie dem MfS. So betont er die Signifikanz der Überwachung: »Die Überwachung wird zu einer eigenen Funktion, die aber integrierendes Element des Produktionsprozesses sein muß und ihn in seinem ganzen Verlauf begleiten muß. Ein spezialisiertes Personal wird unverzichtbar, das ständig anwesend und von den Arbeitern unterschieden ist.«<sup>69</sup> Diese Worte können sowohl zur Kennzeichnung der militärischen Organisation des MfS als auch für den Umgang der Führungsoffiziere mit ihren inoffiziellen Mitarbeitern sowie für die Erhebung von Informationen durch hauptamtliche Kräfte des MfS verwendet werden.

Wichtig ist, daß sich der Tatbestand organisierter Observation, Überprüfung, Sanktionierung, Normierung, Differenzierung und Individualisierung nicht nur auf deren erklärte Objekte, also auf außerhalb des Apparates stehende Personen, bezog. Vielmehr ist es ein Kennzeichen aller moderner Bürokratie, daß die notwendige Arbeitsteilung und Hierarchiebildung zur institutionellen Kontrolle der eigenen Arbeitskräfte führen. Der moderne Apparat ist ein Panopticon: Der Überwachende wird selber zum Überwachten, und zwar aufgrund »des hierarchischen Blicks, der normierenden Sanktion und ihrer Kombination im Verfahren der Prüfung«.<sup>70</sup> Ironischerweise wurde somit der definierte Aufgabenbereich des MfS, die Überwachung, zu einem auch intern wirkenden Mechanismus. Dieser doppelte Blick ist keineswegs nur eine unabänderliche Begleiterscheinung einer ausdifferenzierten Arbeitswelt, sondern ein durchaus bedeutsamer Faktor ihrer *raison d'être*.

Nach der Wende bestätigte sich, was schon vorher für viele ein offenes Geheimnis war: Die DDR war ein Überwachungsstaat, der seine eigenen Bürger bespitzelte und alle relevanten Bereiche des öffentlichen Lebens – von der Wirtschaft bis zum Bildungswesen, von der Verwaltung bis zur Kultur, von der Justiz bis zu Funk, Fernsehen und Presse – systematisch kontrollierte. Von der Existenz des hierfür zuständigen Parteiorgans, dem Ministerium für Staatssicherheit, habe wohl jeder DDR-Bürger gewußt, vermutet Clemens Vollnhals, doch seien dessen Struktur, Methoden und Wirkungsweise aufgrund der umfassenden Geheimhaltungspraxis »weitgehend unbekannt« gewesen.<sup>71</sup>

Die Vorstellung eines nahezu allgegenwärtigen Geheimdienstes, personell und technisch gut ausgestattet und mit weitgehenden Befugnissen für seine Tätigkeit versehen, suggeriert eine gewisse Eigenmächtigkeit des MfS, was von der Tatsache ablenkt, daß das MfS im Auftrag und auf Weisung der Partei agierte. David Gill und Ulrich Schröter bemerken dazu:

---

<sup>68</sup> Ebd., S. 181ff.

<sup>69</sup> Ebd., S. 226.

<sup>70</sup> Ebd., S. 220.

<sup>71</sup> Vollnhals, »Ausführendes Organ der Diktatur des Proletariats«, S. 51.

Alle wesentlichen politischen Entscheidungen des MfS wurden nicht im Ministerium selber, sondern bereits vorher im Politbüro beziehungsweise im Sekretariat des Zentralkomitees der SED getroffen, denn auch für das MfS galt es – was für jede Institution in der DDR Gültigkeit hatte – alles zu unternehmen, um die Linie der Partei durchzusetzen und dabei keinerlei Störungen zuzulassen.<sup>72</sup>

Karl Wilhelm Fricke betont, das MfS habe stets als »konstitutives Herrschaftsinstrument der SED« gedient, weshalb er es für »verfehlt« hält, die Stasi als »Staat im Staate« zu charakterisieren.<sup>73</sup>

Oberstes Gebot für das MfS als einem »Organ der Landesverteidigung«<sup>74</sup> war der Schutz von Staat und Partei: »Die Gewährleistung der Sicherheit und des umfassenden Schutzes der Deutschen Demokratischen Republik ist Hauptaufgabe des Ministeriums für Staatssicherheit«, heißt es einleitend in einer Dienstordnung der Stasi.<sup>75</sup> Die »offizielle Geburtsurkunde des MfS«, das »Gesetz über die Bildung des Ministeriums für Staatssicherheit« vom 8. Februar 1950, enthält »keinerlei Regelungen über Aufgaben, Struktur und Zuständigkeiten« der neuen Einrichtung.<sup>76</sup> Dazu Fricke: »Das Fehlen einer gesetzlichen Definition der Kompetenzen des MfS war beabsichtigt: Die Herrschenden wollten sich nicht an das Gesetz binden. Die Macht des MfS sollte gesetzlich nicht eingeschränkt sein.«<sup>77</sup> Doch illustrieren die nachfolgende Flut von Richtlinien, Anordnungen, Befehlen, Durchführungsbestimmungen und Dienstanweisungen, von denen es zum Zeitpunkt der Auflösung des MfS circa 600 gab,<sup>78</sup> ebenso wie der Fahneid und die Verpflichtung, die von allen MfS-Mitarbeitern abzulegen waren, und die internen Statute des MfS,<sup>79</sup> worauf es ankam: auf den Einsatz des MfS als »Schild und Schwert« der Partei »zum Schutz und zur Sicherung der sozialistischen Gesellschaft und zum Kampf gegen alle Anschläge der Feinde des Friedens und des Sozialismus«.<sup>80</sup> Im Statut des MfS von 1969 heißt es: »Die Tätigkeit des MfS

---

<sup>72</sup> Gill / Schröter, Das Ministerium für Staatssicherheit, S. 18f.

<sup>73</sup> Fricke, »Zur Geschichte der DDR-Staatssicherheit«, S. 123.

<sup>74</sup> Gill / Schröter, Das Ministerium für Staatssicherheit, S. 17.

<sup>75</sup> »Grundsätze für den Dienst im Ministerium für Staatssicherheit (Dienstordnung)« vom 13.7.72, abgedruckt als Dokument Nr. 33 in *Grundsatzdokumente des MfS*, bearb. von Engelmann / Joestel, S. 238–244; hier S. 238. – Publikationen des BStU werden auf der Homepage der Einrichtung aufgelistet: [http://www.bstu.bund.de/cIn\\_043/mn\\_712566/DE/Publikationen/](http://www.bstu.bund.de/cIn_043/mn_712566/DE/Publikationen/); dort sind die *Grundsatzdokumente des MfS* – ebenso wie andere Teillieferungen des MfS-Handbuchs – als PDF-Datei verfügbar unter [http://www.bstu.bund.de/cIn\\_043/mn\\_712566/DE/Publikationen/Anatomie-der-Staatssicherheit](http://www.bstu.bund.de/cIn_043/mn_712566/DE/Publikationen/Anatomie-der-Staatssicherheit) (gesichtet am 15.2.06).

<sup>76</sup> Vollnhals, »Ausführendes Organ der Diktatur des Proletariats«, S. 54.

<sup>77</sup> Fricke, »Zur Geschichte der DDR-Staatssicherheit«, S. 127.

<sup>78</sup> Ebd., S. 136.

<sup>79</sup> Es gibt zwei Statute des MfS, eines vom 6.10.53 und eines vom 30.7.69. Beide sind als Dokumente Nr. 11 bzw. 29 in *Grundsatzdokumente des MfS*, S. 61–63 u. S. 183–188, abgedruckt.

<sup>80</sup> Das Zitat stammt aus der Verpflichtungserklärung, die MfS-Mitarbeiter zu unterzeichnen hatten; zit. nach Gill / Schröter, Das Ministerium für Staatssicherheit, S. 28. Dort auch der vollständige Text dieser Verpflichtung, des Fahneides sowie wichtiger Richtlinien zur Tätigkeit des MfS.

konzentriert sich auf die Aufklärung und Abwehr zur Entlarvung und Verhinderung feindlicher Pläne und Absichten der aggressiven imperialistischen Kräfte und ihrer Helfer.<sup>81</sup> Der ›Feind‹ wurde also primär im ›imperialistischen‹ Ausland, d.h. vor allem im ›Operationsgebiet‹ der Bundesrepublik und in West-Berlin, vermutet, von wo aus angeblich subversive sozialismusfeindliche Aktivitäten und Propaganda lanciert wurden; noch 1985 nahm die politische Führung bequemerweise an, »daß jede Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen in der DDR ihren Ausgangspunkt in Bestrebungen ›äußerer Feinde‹ habe, die versuchten, ›feindliche Stützpunkte‹ zu schaffen als Basis für eine organisierte oppositionelle Bewegung in der DDR.«<sup>82</sup> Die Aufmerksamkeit des MfS galt dem Aufspüren von ›politisch-ideologischer Diversion‹ (PID) und ›politischer Untergrundtätigkeit‹ (PUT).

Die Parteispitze mißtraute der Bevölkerung der DDR in erheblichem Maße – Vollnhals bezeichnet die "allseitige Aufklärung" der eigenen Bevölkerung" sogar als "Hauptaufgabe" des MfS.<sup>83</sup> Denn wo es den Herrschenden an demokratischer Legitimation ebenso mangelt wie an der Bereitschaft, ihren totalitären Herrschaftsanspruch zu überdenken, ergibt sich die Notwendigkeit zur Herrschaftssicherung. Diese ist um so besser zu betreiben, je mehr man über Dissens und Opposition im Lande weiß. Der politische Wunsch nach umfassender Kontrolle und Information gab Anlaß zur »krakenhaften Ausdehnung des Geheimdienstes, dessen Zuständigkeiten und Personalbedarf beständig wuchsen«, wie Vollnhals konstatiert: Wurde die hauptamtliche Mitarbeiterzahl für das Jahr 1952 auf rund 4 000 beziffert, so ist diese für 1989 auf Werte zwischen 85 600<sup>84</sup> und ca. 100 000 geschätzt worden.<sup>85</sup> Die Zahl der aktiven inoffiziellen Mitarbeiter (IM) belief sich 1988 auf stolze 109 000.<sup>86</sup> Diese Personalpolitik bedeutete nicht nur die regelmäßige Anhäufung großer Mengen von Informationen über die Bevölkerung, sondern effektiv auch die Einbindung – und ergo Kontrolle – einer sechsstelligen Zahl von Bürgern. Hannah Arendt hat darauf aufmerksam gemacht, daß ein solcher Personalausbau den »Vorteil« hat, »daß die Anzahl der Personen, die in der eigentlichen Machtbürokratie beschäftigt und daher an dem Fortbestand des Systems durchaus persönlich interessiert waren, dauernd anstieg.«<sup>87</sup>

---

<sup>81</sup> Fricke, »Zur Geschichte der DDR-Staatssicherheit«, S. 139f.

<sup>82</sup> Gill / Schröter, Das Ministerium für Staatssicherheit, S. 147.

<sup>83</sup> Vollnhals, »Ausführendes Organ der Diktatur des Proletariats«, S. 57. Vgl. auch ebd., S. 67.

<sup>84</sup> Fricke, »Zur Geschichte der DDR-Staatssicherheit«, S. 133. Bei Henke wird die Zahl der hauptamtlichen Mitarbeiter auf 91 000 beziffert. Vgl. Henke et al., Anatomie der Staatssicherheit, Teil V/1, S. 5. Frühere Schätzungen Henkes ergaben rund 100 000 hauptamtliche Stasi-Mitarbeiter. Vgl. Henke, »Zu Nutzen und Auswertung der Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR«, S. 579.

<sup>85</sup> Vgl. Vollnhals, »Ausführendes Organ der Diktatur des Proletariats«, S. 63.

<sup>86</sup> Ebd., S. 66. Einen quantitativen Überblick über IM-Zahlen gibt auch Walther, Sicherungsbereich Literatur, S. 659–665.

<sup>87</sup> Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, S. 837. – Arendt bezieht sich hier auf das nationalsozialistische Deutschland und auf Rußland unter Stalin, doch m.E. trifft die zitierte Aussage auch auf die DDR zu.

Zum Vergleich: Die Personalstärke bundesdeutscher Nachrichtendienste – Ämter für Verfassungsschutz, Bundesnachrichtendienst und Militärischer Abschirmdienst – wurde für 1989 auf insgesamt ca. 15 600 geschätzt.<sup>88</sup> Während die Mitarbeiterzahlen für das MfS gewiß sehr hoch sind, besonders für ein so kleines Land wie die DDR, ist die Stasi keineswegs der einzige Nachrichtendienst, der im Laufe mehrerer Jahrzehnte einen drastischen Ausbau seiner personellen Kapazitäten erfuhr: 1970 betrug die Gesamtpersonalstärke bundesdeutscher Nachrichtendienste 2 480; zwanzig Jahre später hatte sich diese Zahl auf 5 100 mehr als verdoppelt.<sup>89</sup> Und akzeptiert man die geschätzten Zahlen hauptamtlicher MfS-Mitarbeiter von 4 000 für das Jahr 1952 und von 100 000 für 1989, ergibt das zwar eine rasante jährliche Wachstumsquote von 9,1 Prozent, doch hat das amerikanische FBI innerhalb eines vergleichbaren Zeitraums von 35 Jahren die Zahl seiner Mitarbeiter von 300 (1917) auf 7 029 (1952) erhöht,<sup>90</sup> was eine Zuwachsrate von 9,4 Prozent pro Jahr bedeutet.<sup>91</sup> Unbestreitbar und grundverschieden von modernen westlichen Gesellschaften ist die tiefgreifende »Durchsetzung der DDR-Gesellschaft« mit Spitzeln: Auf 120 Einwohner kam je ein IM.<sup>92</sup>

Der totalitäre Machtanspruch der SED-Führung sowie ihre Angst vor Machtverlust resultierte in einem schematischen Freund-Feind-Weltbild, das zum Teil Rhetorik war, aber utilitaristisch für die Legitimation politischer Maßnahmen zum Einsatz gebracht wurde. Die angebliche, immer wieder beschworene Bedrohung der DDR durch das »kapitalistisch-imperialistische« Ausland schien den unbedingten Zusammenhalt im eigenen Land und den Schulterschuß mit den Genossen in den sozialistischen Bruderstaaten zu erfordern. Für das MfS war dieses dualistische Denken in Freund-Feind-Kategorien besonders wichtig, weil es die Tätigkeit des Geheimdienstes strukturierte, indem es seiner »Aufklärung« ihren wichtigsten legitimatorischen Vorwand an die Hand gab: den der Justitiabilität. Die Denkweise »wer nicht für uns ist, ist gegen uns« führte nämlich dazu, daß das Verhalten von Menschen, sofern es von der Parteilinie abwich, für »feindlich-negativ« erklärt und daraufhin untersucht wurde, ob es gegen irgendwelche rechtlichen Bestimmungen verstieß, was die Möglichkeit der strafrechtlichen Verfolgung schuf.

Die komplexe Organisationsstruktur des MfS<sup>93</sup> veranschaulicht sein breit gefächertes Aufgabengebiet und spiegelt seine triadische Funktion als »politische Geheim-

---

<sup>88</sup> Werkentin, »Die politische Moral der Bundesdeutschen und die Effektivität der Dienste«, S. 248.

<sup>89</sup> Ebd.

<sup>90</sup> Theoharis, »FBI Wiretapping«, S. 101.

<sup>91</sup> Für seine Berechnungen dieser Wachstumsraten möchte ich Chris Bramall herzlich danken.

<sup>92</sup> Vollnhals, »Ausführendes Organ der Diktatur des Proletariats«, S. 69. Diese Statistik zählt auch die IM-Kategorien IMK und GMS zur Gesamtzahl der IM hinzu, was die Zahl der nebenberuflichen MfS-Mitarbeiter auf 173 000 Personen anschwellen läßt.

<sup>93</sup> Eine detaillierte Aufschlüsselung der Organisations- und Personalstruktur des MfS, wie sie 1989 bestand, inklusive einem Organigramm, bietet der entsprechende Band V/I des vom BStU publizierten MfS-Handbuchs; vgl. Wiedmann, Die Organisationsstruktur des Ministeriums für Staatssicherheit 1989.

polizei, als Untersuchungsorgan bei Straftaten und als geheimer Nachrichtendienst« wider.<sup>94</sup> Der Berliner Zentrale waren fünfzehn Bezirksverwaltungen und diesen wiederum Kreisdienststellen, deren Anzahl mit derjenigen der Kreise korrelierte, zugeordnet.<sup>95</sup> Die Struktur der MfS-Zentrale entsprach im wesentlichen derjenigen der lokalen Bezirksverwaltungen und Kreisdienststellen. Die Konsequenz dieses sogenannten ›Linienprinzips‹: »Jede spezifische Aufgabenstellung nahm [...] in den zentralen Dienstseinheiten des Ministeriums für Staatssicherheit ihren Ausgang und setzte sich linienförmig in den Bezirksverwaltungen fort".<sup>96</sup> Für die Auseinandersetzung mit der Überwachung des kulturellen Bereichs ist vor allem die Hauptabteilung XX/7 (HA XX/7) signifikant. Sie wurde 1964 eingerichtet und war für die ›Aufklärung‹ des Staatsapparates, der Kirchen, der Kultur, der Kunst sowie für den ›politischen Untergrund‹ zuständig. Diese von 1965 bis 1989 von Paul Kienberg<sup>97</sup> geleitete Dienstseinheit bestand aus zwei Führungsstäben – der Koordinierungs- und Arbeitsgruppe des Leiters sowie der Auswertungs- und Kontrollgruppe (AKG) – und aus zehn einzelnen Abteilungen mit jeweils mehreren untergeordneten Referaten. Die meisten MfS-Unterlagen zur Kunst, Literatur und Kultur stammen aus der Abteilung 7 der HA XX sowie den entsprechenden Abteilungen der Bezirksverwaltungen und Kreisdienststellen, deren Domäne die 'Sicherung' der Kultur und der Medien war: Ihr Aufgabengebiet umfaßte die "Sicherung der Kulturpolitik, des Ministeriums für Kultur, von Institutionen und Organisationen der Kultur, Kunst und Literatur; Sicherung der Medienpolitik, des Medienwesens und der Staatlichen Komitees für Rundfunk bzw. Fernsehen, des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes (ADN) sowie des Verlagswesens".<sup>98</sup> Walther schreibt dazu: »Aufgabe der im September 1969 etablierten ›Linie XX/7‹ war es vor allem, das kulturelle Leben der DDR mit allen seinen Einrichtungen zu kontrollieren und für die reibungslose Durchsetzung der Kulturpolitik der SED zu sorgen«.<sup>99</sup>

Struktur, Aufgabenverteilung und Geschichte des MfS belegen, daß der Kontrolle der Massenmedien besondere Bedeutung beigemessen wurde.<sup>100</sup> Dies betraf nicht nur Presse, Rundfunk, Fernsehen und Film, sondern auch Theater und Literatur. Diese Schwerpunktsetzung entspricht der Logik des Überwachungssystems der DDR, weil

<sup>94</sup> Vollnhals, »Ausführendes Organ der Diktatur des Proletariats«, S. 56. Analog Walther, der »drei Hauptfunktionen des bürokratisch-militärisch organisierten MfS-Repressionsapparates« unterscheidet: »Nachrichtendienst (MfS-Kürzel: ›Aufklärung‹), politische Geheimpolizei (MfS-Kürzel: ›Abwehr‹) und juristisches Untersuchungsorgan (Strafverfolgung)«. Vgl. Sicherungsbereich Literatur, S. 35. Auch Fricke weist auf diese Bündelung von »Kompetenzen einer politischen Geheimpolizei, eines Untersuchungsorgans für schwere politische Strafsachen und eines geheimen Nachrichtendienstes« hin. Vgl. »Zur Geschichte der DDR-Staatssicherheit«, S. 123.

<sup>95</sup> Vgl. Gill / Schröter, Das Ministerium für Staatssicherheit, S. 53–66.

<sup>96</sup> Ebd., S. 54.

<sup>97</sup> S. die Kurzbiographie Kienbergs bei Walther, Sicherungsbereich Literatur, S. 996.

<sup>98</sup> Vollnhals, »Ausführendes Organ der Diktatur des Proletariats«, S. 59.

<sup>99</sup> Walther, Sicherungsbereich Literatur, S. 190.

<sup>100</sup> Ebd., S. 198f., *passim*.

die Medien politischem Dissens ein öffentliches Forum bieten und der Effekt etwaigen oppositionellen Gedankenguts, das auf diesem Wege potentiell massenwirksam wird, für die Staatsmacht unwägbare und de facto nicht vollständig kontrollierbar ist. Das parteipolitische und geheimdienstliche Interesse an Kulturschaffenden erklärt sich aus dieser Öffentlichkeitsorientierung kulturellen und künstlerischen Wirkens, aber auch aus der besonderen volkserzieherischen Rolle, die den Kulturschaffenden im Rahmen des Aufbaus und der Weiterentwicklung der sozialistischen Gesellschaft zugeschrieben worden war. Als Schriftsteller und Filmemacher, der sowohl in der DDR als auch auf internationaler Ebene erfolgreich öffentlichkeitswirksam tätig war, fällt Jurek Becker in die Kategorie von Menschen, auf die das Kulturministerium, Politbüro, ZK und MfS schon fast *per definitionem* ein besonderes Augenmerk hatten.

Geheimdienstliche Aktivitäten zur Überwachung und ›Bearbeitung‹ von Personen unterlagen einer Staffelung, je nach Grad der Wichtigkeit, der einem Menschen und seinen Aktivitäten zugeschrieben wurde. Die Methoden und internen Kategorisierungen geheimdienstlicher Tätigkeiten sind vielfach beschrieben worden und können hier in aller Kürze abgehandelt werden.<sup>101</sup> Routine waren sogenannte ›Sicherheitsüberprüfungen‹, denen Personen unterworfen wurden, die in gehobener Funktion tätig werden sollten. Es galt, deren Loyalität zur DDR, ihre Gesetzestreue sowie ihre generellen politischen Einstellungen auszukundschaften. Wurde jemand ›negativ‹ auffällig oder bestand der Verdacht auf ›staatsfeindliche‹ Haltungen oder Aktivitäten, führte das MfS zunächst einmal eine sogenannte ›Operative Personenkontrolle‹ (OPK) durch. Bestätigten sich bestehende Verdachtsmomente oder ergaben die anfänglichen Untersuchungen Anhaltspunkte für eine weitere Verfolgung, konnte ein ›Operativer Vorgang‹ (OV) angelegt werden – die »höchste« Stufe der konspirativen Überwachung und Verfolgung.<sup>102</sup> Das brachte die Ersinnung eines Decknamens für den Observierten und die Erstellung eines detaillierten Maßnahmenplans mit sich, der die Ziele der einzuleitenden Schritte spezifizierte, von einzelnen Aufgaben über Termine bis hin zur Benennung von inoffiziellen Mitarbeitern, die mit dem Fall beauftragt werden sollten. Verlor das MfS das Interesse an einem OV, wurde dieser abgeschlossen und archiviert. Jurek Becker gehört zu den Autoren, über die das MfS einen OV angelegt hat. Auf jeder Stufe dieser Überprüfungen konnte es auch passieren, daß das MfS versuchte, das Objekt seiner Aktivitäten zu einer zukünftigen Zusammenarbeit mit

---

<sup>101</sup> Genauere Darstellungen finden sich beispielsweise bei Walther, »Kosmonauten der stillen Erkundung«, S. 289f., und Sicherungsbereich Literatur, S. 312ff. sowie S. 1007ff., oder bei Gill / Schröter, Das Ministerium für Staatssicherheit, S. 123–146. Dort auch Dokumente und Richtlinien des MfS selbst, u.a. zur Durchführung von Sicherheitsüberprüfungen, Operativen Personenkontrollen und Operativen Vorgängen; vgl. S. 295–402. S. dazu auch *Grundsatzdokumente des MfS*.

<sup>102</sup> Gill / Schröter, Das Ministerium für Staatssicherheit, S. 131. Ähnlich auch bei Walther, »Kosmonauten der stillen Erkundung«, S. 292: »Die Operativen Vorgänge waren vor dem Ermittlungsverfahren mit oder ohne Haft die höchste und umfassendste Form der Bearbeitung durch die Staatssicherheit, die eine aufwendige und intensive Bepitzelung ebenso einschloß wie aktive geheimpolizeiliche Maßnahmen«.

dem Staatssicherheitsdienst zu überreden und die Person als inoffiziellen Mitarbeiter zu werben. Auch das hat man mit Becker versucht.

Die zusammengetragenen Informationen mußten verarbeitet und die Ergebnisse dieses Prozesses kommuniziert werden. Wie kommuniziert ein Geheimdienst seine Informationen, und an wen? Wie wahr, sichert und praktiziert ein Geheimdienst Konspiration und Informantenschutz? Welche Dienstwege werden beschritten, welche übersprungen? Von wem, in welchen Fällen und warum? Welche Abläufe sind transparent, welche nicht? In welchem Verhältnis steht die Theorie der ministeriellen Erlasse, Dienstvorschriften und Durchführungsbestimmungen zur Praxis der alltäglichen geheimdienstlichen Informationsverwaltung? Welche Strukturen der Informationsverarbeitung werden erkennbar, wenn man MfS-Akten konsultiert? Welche dieser Strukturen sind MfS-spezifisch, welche kennzeichnen auch DDR-Akten anderer Provenienz?<sup>103</sup>

Dem MfS wird immer wieder nachgesagt, in nicht unbeträchtlicher Weise zur Literaturlenkung in der DDR beigetragen zu haben, und zwar nicht nur durch die Beobachtung von Autoren, sondern auch durch die Interaktion mit anderen staatlichen Stellen sowie durch konkrete Maßnahmen gegen Schriftsteller. Joachim Walther bezeichnet das Mielke-Ministerium als ›fünften Zensor‹.<sup>104</sup> Es wäre zu klären, wie die Zusammenarbeit der verschiedenen zensorischen Instanzen – vom Verlag über das Kulturministerium zum Zentralkomitee sowie zum MfS bis hinauf zum Politbüro – funktioniert hat. Das läßt sich in bezug auf Becker besonders gut machen, weil die Archivalien Beckers gesamte Karriere als Schriftsteller begleiten. Obwohl die Unterlagen unterschiedlich umfangreich sind (es gibt zu keiner Schaffens- bzw. Lebensphase so viele Dokumente wie zu der Zeit nach Biermann und über *Schlaflose Tage*), gibt es mehr als genug Material, um anhand der Textzeugen die komplexen Beziehungen und Interaktionen zwischen dem MfS, dem Literaturbetrieb und dem Autor zu zeigen.

## 1.5. Methodik: Vom Umgang mit DDR-Akten

Aber ist es überhaupt statthaft, auf der Basis von Akten aus der DDR zu versuchen, Vergangenes zu konstruieren, auch wenn man auf den Anspruch erschöpfender und einsinniger Rekonstruktion verzichtet? Nicht allein die Unvollständigkeit der Unterlagen stellt ein Problem für ein solches Vorhaben dar. Fraglich ist nämlich des weiteren, ob und inwieweit die vorhandenen Dokumente überhaupt authentisch und zuverlässig sind. Über die Glaubwürdigkeit und Aussagekraft der DDR-Akten ist viel gestritten worden. Man hat darauf hingewiesen, daß die Verfasser der zahllosen Berichte, Auskünfte und Einschätzungen aufgrund ihrer Abhängigkeit von ihren Vorgesetzten

---

<sup>103</sup> Nebenbei wäre übrigens zu fragen, ob die Arbeitsweisen des MfS denen anderer Geheimdienste ähneln oder nicht.

<sup>104</sup> Walther, »Der fünfte Zensor – das MfS als letzte Instanz«, S. 131.

diesen schriftlich vorlegten, was sie lesen wollten; auch sachliche Verzerrungen durch ideologische Motivationen der Schreibenden sind ins Feld geführt worden; ferner hat man ihnen Inkompetenz unterstellt. Außerdem ist nicht zu leugnen, daß viele wichtige Vorgänge gar keinen schriftlichen Niederschlag gefunden haben mögen, weil die fraglichen Angelegenheiten auf persönlicher Ebene von den Entscheidungsträgern geregelt worden sind, z.B. durch ein Telefonat oder im Rahmen einer Zusammenkunft. Und muß nicht zudem jedes Projekt, das auf offiziellen Dokumenten aufbauen möchte, in den Geruch methodisch und ideologisch überholter Herrschaftsgeschichte geraten?

Diese durchaus berechtigten Einwände sind jedoch nicht DDR-spezifisch, sondern betreffen jegliches Quellenstudium. Es ist natürlich richtig, daß bei der Auswertung einer historischen Quelle ihr Entstehungskontext mit berücksichtigt werden muß, allein schon um die Authentizität der Quelle durch die Überprüfung der Richtigkeit des angegebenen Verfassers, Datums und Ortes zu erweisen (externe Quellenkritik). Für jede sprachliche Äußerung gilt, daß ihr situativer Kontext und ihr textueller Zusammenhang die Grundlage für ihr Verständnis bilden. Der aktuelle Sprachgebrauch (Performanz) ist immer von der jeweiligen Sprech- oder Schreib-Situation abhängig. Daraus folgt die Notwendigkeit, die Autoreninstanz kritisch zu befragen; Astrid Köhler gibt zu bedenken, Dokumente seien »weder zweckfrei geschrieben noch sonstwie neutralen Charakters«, da sie bestimmte Funktionen zu erfüllen gehabt hätten sowie von der je spezifischen Situation und Position ihres Autors geprägt seien, so daß von seiten ihres Verfassers ein »bestimmter Inszenierungswille [...] immer zu veranschlagen« sei.<sup>105</sup> Köhler schließt daraus: »Für jeden analysierten Text, sei es Brief, Bericht, Erinnerung usw., wird also bedacht werden müssen: Wer spricht? Zum wem? In welcher Funktion? Zu welcher Zeit? In welcher Situation? Mit welcher Intention? Aus welcher räumlichen, zeitlichen und sozialen Distanz?«<sup>106</sup> Die kommunikationstheoretische Frage »Who says what in which channel to whom with what effect?«<sup>107</sup> ist bei der Analyse von Akten aus der ehemaligen DDR ebenso relevant wie bei der Untersuchung diskursiver Prozesse aus anderen gesellschaftspolitischen Kontexten. Anstatt Mangel an Objektivität des Verfassers als Grund für die Zurückweisung seines Dokuments zu verwenden, könnte man – mit Foucault – gewinnbringender nach den Regeln fragen, die die im jeweiligen Diskurs möglichen »Positionen der Subjektivität« bestimmen sowie zu analysieren versuchen, »welche Position jedes Individuum einnehmen kann und muß, um [...] Subjekt [der Aussage, B.M.] zu sein«.<sup>108</sup>

Wollte man aufgrund der geschilderten methodischen Probleme auf die Interpretation der DDR-Akten verzichten, müßte man konsequenterweise auf jegliche Geschichtsschreibung verzichten, weil diese sich immer auf überlieferte Quellen (oder darauf basierende Darstellungen) stützt: Da Ereignisse der Vergangenheit nicht

---

<sup>105</sup> Köhler, Salonkultur im klassischen Weimar, S. 58f.

<sup>106</sup> Ebd., S. 59.

<sup>107</sup> Diese Frage ist als sogenannte ›Lasswell-Formel‹ bekannt geworden. Zit. nach Lewandowski, Linguistisches Wörterbuch, Bd. 2, S. 476.

<sup>108</sup> Foucault, Archäologie des Wissens, S. 82 und S. 139.

direkt zugänglich sind, sind Informationen über die Vergangenheit meist textueller Natur, sogenannte historische Fakten weniger ontologische Entitäten im abwesenden Raum des Gestrigen als das Ergebnis von Selektion, Interpretation und narrativer Vermittlung.<sup>109</sup> Gelegentlich haben gewisse Analogien bei den Textbildungsverfahren zwischen Geschichtsschreibung und fiktionaler Literatur, wie Hayden White sie z.B. im »emplotment« der historischen Darstellung sieht,<sup>110</sup> zu Versuchen geführt, die Grenzen zwischen beiden Gattungen zu verwischen. Dadurch wird Historiographie als Wissenschaft fragwürdig, und der Historiker rückt als Autor ins Blickfeld der Kritik. Sicher hat Michel de Certeau nicht unrecht, wenn er betont, daß Historiographie das Produkt eines »social place« ist, der die Arbeit des Historikers erkenntnistheoretisch, ökonomisch, kulturell und politisch prägt, und daß Historiographie auf der Konstruktion seines Gegenstandsbereichs als dem »anderen«, d.h. auf der Trennung zwischen Vergangenheit und Gegenwart beruht, die dazu benutzt wird, den gegenwärtigen Ort des Schreibens auszublenden, um den Blick auf die vom Historiker konstruierte Sicht der Vergangenheit zu lenken.<sup>111</sup> Doch aus der Tatsache, daß der Historiker aus dem vorhandenen Material auswählt, das Herausgegriffene darstellen und diesem eine Deutung geben muß, zu schließen, Geschichtsschreibung sei im Grunde fiktional weil textuell, schießt über das Ziel disziplinärer Methodenreflexion hinaus, weil Fiktionalität und Textualität nicht identisch sind.<sup>112</sup> Die Vergangenheit kann man nicht abbilden, man kann lediglich ein Bild von ihr zu entwerfen versuchen. Selbstverständlich wird man darin die individuelle Handschrift des Urhebers entdecken – genauso wie in jeder anderen geisteswissenschaftlichen Arbeit ist sie nicht Beiwerk, sondern konstituierendes und perspektivierendes Element für die Stiftung von Sinnzusammenhängen aus den Spuren der Vergangenheit.<sup>113</sup> Produktiv wird diese Operation nicht durch die Verschleierung des eigenen Standorts oder durch die Glättung von Widersprüchen, sondern durch deren Identifikation und Diskussion.

Die eigene Argumentation bedarf der vorgängigen kritischen Evaluation des ihr zugrunde liegenden Quellenmaterials. Neben den Kriterien der Vollständigkeit und

---

<sup>109</sup> »All past »events« are potential historical »facts«, but the ones that become facts are those that are chosen to be narrated«, konstatiert Hutcheon, *The Politics of Postmodernism*, S. 75.

<sup>110</sup> White geht davon aus, daß die narrative Vermittlung historischer Fakten nur unter Rückgriff auf poetische und rhetorische Verfahren geleistet werden kann, die auch »generic story patterns we recognize as providing the »plots« für die zu erzählende Geschichte umfassen. Diesen Prozeß bezeichnet er als »emplotment«. Vgl. »Historical Emplotment and the Problem of Truth«, S. 393.

<sup>111</sup> Vgl. de Certeau, *The Writing of History*, S. 58ff. u. S. 2ff.

<sup>112</sup> Der Textcharakter von Historiographie ist vor allem von der Postmoderne sowie vom New Historicism betont worden. Vgl. dazu White, »New Historicism«. Zahlreiche Texte zur Auseinandersetzung der Postmoderne mit der Geschichtswissenschaft und der Historiker mit der Postmoderne bietet der einschlägige Reader von Jenkins, *The Postmodern History Reader*.

<sup>113</sup> Roßteutscher weist darauf hin, daß empirisches Material zu höchst unterschiedlichen Interpretationen führen kann: »history serves as a huge quarry providing empirical proof for highly diverging accounts«. Roßteutscher, »Competing Narratives and the Social Construction of Reality«, S. 63.

Echtheit führen Manfred Wilke und Michael Kubina drei Fragen zur »Beurteilung der Aussagekraft eines einzelnen Dokuments oder eines Aktenbestandes« an: »Die Fragen 1. nach der Form, in der berichtet wird, 2. nach dem, was und worüber der Verfasser berichten konnte (Nähe zum Geschehen) und 3. danach, was und worüber er berichten wollte«. <sup>114</sup> Wilke und Kubina gehen davon aus, daß die Führungsspitze des hierarchisch-bürokratisch organisierten und zentralistisch ausgerichteten Parteiapparats der SED ein Eigeninteresse an einem möglichst realitätsgetreuen Informationsfluß von unten nach oben gehabt haben muß, um dadurch eine relativ verlässliche Basis für eigene Direktiven zu erlangen und somit die eigene Machtposition festigen zu können. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß die Partei sich oft aus mehreren Quellen informieren ließ, was natürlich zugleich der Kontrolle der Quellen diene. <sup>115</sup> Daraus folgt, »daß möglichst Akten aus unterschiedlichen Beständen heranzuziehen und zu vergleichen sind«. <sup>116</sup> Über Jurek Becker und seine Werke liegen oft zu ein und demselben Thema Dokumente verschiedener Provenienz vor, die bei aller Unterschiedlichkeit in einzelnen Aspekten doch Übereinstimmungen in Kernpunkten aufweisen. Daß diese Unterlagen allerdings nur das thematisieren, was an höherer Stelle als relevant definiert worden war, versteht sich von selbst: »*Aktenkundig* wurde in der Regel das, was im Hinblick auf die Zielsetzung des Apparates von Interesse war, und darüber wird man von den Akten auch Auskunft erwarten können«. <sup>117</sup>

Bei Veröffentlichungen, die Akten der DDR-Organen reproduzieren, steht oft die Intention, bisher unbekannte Dokumente zugänglich zu machen, im Vordergrund. Das gilt vor allem für Materialsammlungen, die kurz nach der Wende erschienen sind. Paul Cooke spricht bei diesen frühen Studien von einer Tendenz zu »victim narratives«. <sup>118</sup> Herausgeber erläutern Zusammenhänge und vermitteln mit Hilfe der selektierten Unterlagen »einen Eindruck von der unerbittlichen Mechanik des Apparats«. <sup>119</sup> Die Archivalien werden meist von einer narrativen Chronologie der Ereignisse einge-

<sup>114</sup> Wilke / Kubina, »Von der Aussagekraft der Akten«, S. 89.

<sup>115</sup> Den Mechanismus einer gewollten Vervielfachung der für eine Aufgabe zuständigen Personen und Instanzen hat Arendt als »Multiplikation« beschrieben. Vgl. *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, S. 833, S. 837 und S. 841, *passim*.

<sup>116</sup> Wilke / Kubina, »Von der Aussagekraft der Akten«, S. 94. – Ähnlich auch John Tosh über den Umgang mit Quellen: »[...] historical research is not a matter of identifying *the* authoritative source and then interpreting it for all it is worth, for the majority of sources are in some way inaccurate, incomplete or tainted by prejudice and self-interest. The procedure is rather to amass as many pieces of evidence as possible from a wide range of sources – preferably from *all* the sources which have a bearing on the problem in hand. In this way the inaccuracies and distortions of particular sources are more likely to be revealed, and the inferences drawn by the historian can be corroborated«. Vgl. *The Pursuit of History*, S. 65f.

<sup>117</sup> Wilke / Kubina, »Von der Aussagekraft der Akten«, S. 97 (Hervorhebung im Original).

<sup>118</sup> Cooke, *Representing East Germany since Unification*, S. 61. – Daß der »human touch«-Ansatz auch heute noch große Resonanz findet, zeigt z.B. der Erfolg von Anna Funder's *Stasiland* (2003).

<sup>119</sup> Drescher, *Dokumentation zu Christa Wolf »Nachdenken über Christa T.«*, S. 9.

leitet, die aus den Akten deduziert worden ist.<sup>120</sup> Die derart dargestellte Geschichte erläutert politische, juristische und institutionelle Hintergründe sowie geschichtliche Kontexte, aber diese Orientierung auf den Weltbezug der Archivalien vernachlässigt meist die Konstruktionsweise der Akten als Texte. Dazu gehört beispielsweise, daß die Gattung und Struktur der jeweiligen Archivalie nicht näher untersucht werden. Statt einer Systematik der Archivalien findet sich eine Aufzählung der Textsorten im Aktenbestand bzw. eine Auflistung verschiedener Dokumententypen, für welche dann einzelne Beispiele exemplarisch reproduziert werden.<sup>121</sup> Aus Platzgründen werden oft nur kurze Passagen aus den Dokumenten zitiert, meist unter Auslassung weniger wichtig erscheinender Absätze sowie begleitender Nebentexte wie dem Kopf, dem Verteiler oder der Grußformel. Diese selektive Vorgehensweise reduziert den Informationsgehalt des Reproduzierten insofern, als der Text nunmehr unvollständig ist, so daß seine Struktur im dunkeln bleibt und beispielsweise Name und Rang des Verfassers oder Zusätze wie ›streng geheim‹, ›eilt‹ o.ä. fehlen. Weisen die veröffentlichten Archivalien solche Nebentexte nur gelegentlich auf, fehlt dem Leser der Überblick über ihre Häufigkeit und Verteilung im Aktenbestand. Dies gilt beispielsweise für Reiner Kunzes Dokumentation, der eine Auswahl der MfS-Akten, die über ihn als OV ›Lyriker‹ angelegt worden waren, veröffentlicht hat. Das Buch enthält – abgesehen von gelegentlichen erklärenden Einschüben und Berichtigungen fehlerhafter Darstellungen – keine Kommentare oder Analyse der Texte. In der Vorbemerkung schreibt Kunze: »Über Tausende von Seiten das Deutsch des Staatssicherheitsdienstes lesen zu müssen, war Folter. Es wurde für die Leser dieses Buches soweit wie möglich gemildert. [...] Es geht um die Mechanismen, nicht um Personen.«<sup>122</sup> Kunze vertraut offenbar auf die Selbsterklärungskraft der Aktenauszüge. Nicht zu Unrecht, denn was gewiß erhellt, ist die Infamie und Intensität, mit der der Dichter verfolgt, drangsaliiert, schikaniert und schließlich aus dem Land vertrieben worden ist. Kunzes ›Milderung‹ des MfS-Jargons bedeutet jedoch, daß die veröffentlichten Passagen sprachlich nicht unbedingt repräsentativ sind. Eine textlinguistische oder diskursorientierte Untersuchung dieser Aktenauszüge könnte daher zu Fehlinterpretationen führen.

Die genannten (und andere, ähnliche) Veröffentlichungen liefern sehr wertvolle Materialsammlungen und Erläuterungen. Daß ihre Herausgeber und Autoren ihr Hauptaugenmerk nicht auf sprachliche Spezifika, sondern auf Geschehensabläufe gerichtet haben, liegt vermutlich nicht nur an erkenntnistheoretischen Präferenzen, sondern auch an Darstellungsproblemen: Die Absicht, eine Publikationsgeschichte zu erzählen, erfordert die Anordnung des Materials in einer diachronen Reihe; der Analyse von Strukturen hingegen liegt die tendenziell synchrone Organisation nach

---

<sup>120</sup> Dies gilt beispielsweise für Drescher, Dokumentation zu Christa Wolf ›Nachdenken über Christa T.‹, sowie für Mix, Ein ›Oberkunze darf nicht vorkommen‹.

<sup>121</sup> Dies trifft z.B. auf Vinke zu, dessen Selektion aus der ›Opfer-Akte‹ Christa Wolfs nach eigenen Angaben folgende Textsorten umfaßt: Beschluß, Diagramm, Stasi-Kontroll-Bericht, Spitzelreports, Sachstandsbericht, Aktenübersicht und Zusammenstellung von Einzelaktivitäten der Stasi. Vgl. Vinke, Akteneinsicht Christa Wolf, S. 266.

<sup>122</sup> Kunze, Deckname ›Lyrik‹, S. 11f.

Paradigmen und Merkmalen zugrunde. Es wäre wichtig, beides – Historie und Systematik – miteinander zu verbinden, indem man Kriterien für die systematische ›Archivalienlese‹ entwickelt, die es erlauben, die Schriftstücke diskursanalytisch zu lesen, um zu untersuchen, wie die Konstruktion von Themen, Motiven und Geschichten funktionalisiert wird, um politische Entscheidungen und Maßnahmen zu legitimieren. Natalie Zemon-Davis, die Gnadengesuche aus dem Frankreich des 16. Jahrhunderts auf ihre fiktionalen Aspekte hin analysiert hat, schreibt zu ihrem Ansatz: »I want to let the ›fictional‹ aspects of these documents be the center of analysis. By ›fictional‹ I do not mean their feigned elements, but rather, using the other and broader sense of the root word *ingere*, their forming, shaping, and molding elements: the crafting of a narrative.«.<sup>123</sup> Darum soll es auch mir gehen: um die textuellen (aber nicht nur die rein narrativen) Konstruktionen, um ihre Funktionen für die jeweilige Argumentation, sowie ferner um die Beziehungen der Texte zueinander im Kontext des historisch-politischen Geschehens.

Ich möchte bei der Analyse der Archivalien konzeptionell zwischen kontextuellen, linguistisch-formalen und inhaltlich-funktionalen Aspekten differenzieren. Dabei soll diese Kategorisierung keine künstliche Trennung zur Etablierung eines starren Analyserasters sein, sondern nur ein heuristisches Hilfsmittel zur Strukturierung von Fragen und Ergebnissen bereitstellen. In der Praxis gehört natürlich manches des nachfolgend Getrennten zusammen.

Zu den kontextuellen Charakteristika eines Dokuments rechne ich alles, was mit seiner Provenienz, dem Medium, dem Adressaten und dem Verfasser zusammenhängt. Die Herkunft und die ›Reise‹ eines Dokumentes durch die Institutionen bis zu der Stelle, an der es heute lagert, sind u.U. aufschlußreich für unorthodoxe Abläufe in der manchmal komplexen interbehördlichen Kommunikation. So sind zahlreiche Texte, die letztlich in den Akten des MfS landeten, gar nicht an den Staatssicherheitsdienst adressiert oder per Kopie dorthin gesandt, sondern vom MfS abgefangen worden. Eine Besonderheit vieler genuiner MfS-Archivalien besteht in ihrer ›Staffelung‹ von Verfasserrollen, d.h. es handelt sich beispielsweise um Aufzeichnungen eines hauptamtlichen Mitarbeiters des MfS über ein Gespräch mit einem Informanten. Während der Informant die eigentliche Informationsquelle darstellt, sind dessen Angaben vermittelt durch den Angestellten des Geheimdienstes, der sich vom Zuhörenden zum Autor wandelt und den IM oft genug zum Objekt für eigene Kommentare macht. Die hier zum Tragen kommenden Vertextungsstrategien dienen weniger der Konturierung eines Aussagesubjekts als vielmehr der Verschleierung von Aussagequellen und damit von Identitäten. Die wichtigsten kontextuellen Aspekte sind diejenigen, die Foucault unter dem Stichwort der »Äußerungsmodalitäten« anführt: Wer spricht, von welchen institutionellen Plätzen aus, welche Wahrnehmungssituationen liegen dem zugrunde, welche Positionen kann und muß das Individuum beziehen, um Subjekt der Aussage

---

<sup>123</sup> Zemon-Davis, Fiction in the Archives, S. 3.

sein zu können?<sup>124</sup> Foucault geht es dabei gerade nicht um Syntheseleistungen des Individuums und um Kontinuitäten, sondern um Brüche und Diskontinuitäten, um verschiedene Rollen und Inszenierungen von ganz unterschiedlichen Plätzen aus, ein Konzept, das die veränderlichen kommunikativen Verhaltensweisen des Individuums in verschiedenen Kontexten erklären helfen kann. Derartige »Rollenspiele« sind für die Kommunikation in der DDR als entscheidend hervorgehoben worden.<sup>125</sup>

Die Position des Verfassers eines Textes, die dieser im institutionellen Gefüge der Kulturverwaltung bekleidet, bzw. die Rolle, die er für einen konkreten kommunikativen Zweck in diesem Gefüge einnimmt, prädeterminiert eine Reihe formal-linguistischer Charakteristika des fraglichen Textes. Das betrifft zunächst einmal die Wahl (oder die autoritäre Vorgabe) einer Textsorte, die erstens der Position des Verfassers zukommt, zweitens dem Anlaß entspricht und drittens den Erfordernissen der intendierten Informationsvermittlung gerecht wird: Nicht jeder konnte und durfte ein Gutachten, einen Operativplan oder einen Beobachtungsbericht schreiben. Textsorten sind in mehr oder minder ausgeprägter Weise an Konventionen gebunden, welche dem Verfasser gleichzeitig Grenzen ziehen und gestalterische Möglichkeiten eröffnen. In der Regel sind Anfang und Ende eines Textes stärker reguliert als sein mittlerer Teil. So würde man bei einem Gutachten über ein literarisches Werk eingangs bestimmte Angaben zu diesem Werk erwarten, z.B. Informationen über Titel, Autor, Gattung und Thematik des Werks; eine Beurteilung dürfte das Gutachten abschließen. Die Ausgestaltung des Hauptteils eines Gutachtens ist dagegen sehr viel freier. Es kann eine Vielzahl von Fragen gestellt werden: Wie wird der von der jeweiligen Textsorte ausgewiesene Möglichkeitsraum genutzt? Welche Textbildungskonventionen oder -regeln werden vom Verfasser befolgt, welche Abweichungen vom Üblichen oder Vorgegebenen sind nachweisbar? Sind diese Konventionsbrüche signifikant? Sind sie eher der Individualität des Verfassers, der relativen Offenheit der textsortenspezifischen Regeln oder dem jeweiligen Einzelfall geschuldet? Welche der im Aktenbestand vorkommenden Textsorten scheinen besonders konventionsgebunden, welche vergleichsweise unabhängiger zu sein? Gibt es eine Beziehung zwischen der Konventionalität einer Textsorte und ihrem Verwendungsgrad in den diversen Instanzen? Kann man in

---

<sup>124</sup> Foucault, *Archäologie des Wissens*, S. 75–82.

<sup>125</sup> Vgl. z.B. Kantner, »Blockierte Potentiale«. Diese Auffassung liegt auch den Vorstellungen über die DDR als einer »Nischengesellschaft« zugrunde. Roßteutscher beschreibt das Konzept der »Alienated Niche Society«, demzufolge die Bevölkerung in der DDR gelernt habe, eine »double language« zu sprechen, um dem eingeforderten Offizialdiskurs einen alternativen, privaten entgegensetzen zu können, als einen von sechs konkurrierenden Diskursen zur Evaluation der DDR, die sich nach dem Untergang der DDR herausgebildet hätten. Die Nischengesellschaft könne nicht nur als Resultat einer angeblich fragmentierten Öffentlichkeit, sondern auch als Anzeichen für nicht gewollte Effekte des Regimes auf die psychologisch-mentale Verfassung der Bevölkerung gelesen werden. Roßteutscher argumentiert, diese Sichtweise sei nach der Vereinigung bei politischen Entscheidungsträgern nicht beliebt gewesen, da sie Differenzen der ostdeutschen Mentalität von der westdeutschen postuliert, welche suggerieren, daß »unified Germany will be lastingly haunted by the legacy of its divided past«. Vgl. »Competing Narratives and the Social Construction of Reality«, S. 70f.

dieser Hinsicht zwischen ubiquitären Textsorten und solchen, die spezifisch sind für manche der DDR-Organen, Unterschiede feststellen? Sind diese Unterschiede darin begründet, daß Durchführungsbestimmungen und anderweitig autoritär festgelegte Verfahrensweisen manche Textsorten stärker reglementieren als andere? Wie verteilen sich die verschiedenen Textsorten des Aktenbestands auf die einzelnen Abteilungen, die an ihrer Herstellung und Zirkulation beteiligt waren? Insofern als man die Verfasser konkreter Schriftstücke ausmachen kann, wäre ferner nach deren individuellem Textsortenrepertoire zu fragen, d.h. bedienen sich dieselben Menschen tendenziell immer wieder derselben Textsorte(n)? Wie reflektiert dieses Repertoire eines Verfassers seinen Rang und seine Funktion(en) im Apparat?

Ein weiterer formal-linguistischer Untersuchungsaspekt ist die Art der verwendeten Nebentexte; Gérard Genette würde sie »Paratexte« nennen: die den »eigentlichen« Text begleitenden Texte, z.B. »Titel, Untertitel, Zwischentitel [...], Hinweise an den Leser, [...] Marginalien, Fußnoten, Anmerkungen; Motti, Illustrationen [...] und viele andere Arten zusätzlicher, auto- oder allographischer Signale, die den Text mit einer (variablen) Umgebung ausstatten und manchmal mit einem offiziellen oder offiziellen Kommentar versehen«. <sup>126</sup> Die in den Archivalien verwendeten Nebentexte sind teils textsortenspezifischer Art, z.B. die Verwendung eines Briefkopfes inklusive Absender- und Empfängerangabe, Datierung und Ortsangabe bei Briefen, teils aber auch textsortenunabhängig, etwa wenn der Status des Textes selber kommentiert wird (»streng vertraulich« o.ä.). Des weiteren gibt es paratextuelle Spuren der Lektüre in Form von Kommentaren und Bearbeitungsvermerken durch den Leser des Textes, sowie manchmal eine ganze Reihe von Namenskürzeln, die bezeugen, durch wessen Hände das Dokument gegangen ist und wer es abzeichnet hat. Auch die Abwesenheit von Nebentexten kann bezeichnend sein, etwa wenn es sich um einen anonymen Text oder um einen von einem Funktionsträger geschriebenen, aber nicht auf offiziellem Briefpapier verfaßten Text handelt.

Noch bedeutsamer für die Analyse sind solche Gesichtspunkte, die die in den Texten realisierte »Begriffsfamilie« und die ihr zugrunde liegende »Organisation des Feldes der Aussagen« <sup>127</sup> in den Mittelpunkt des Interesses rücken. Foucault führt hier in erster Linie Aspekte an, die die Verteilung von Begriffen und Aussagen in einem Diskurs betreffen, z.B. »Formen der Abfolge«, worunter er u.a. Abhängigkeitsverhältnisse von Aussagen oder rhetorische Schemata zur Kombination von Aussagen versteht. <sup>128</sup> Manche Untersuchungskriterien Foucaults ähneln Fragestellungen traditioneller Stilistik und Rhetorik sowie linguistischen Kriterien der Textkonstitution, sind von Foucault aber nicht auf Einzeltexte, sondern auf sich in verschiedenen Texten manifestierende Diskurse bezogen, so daß sich eine intertextuelle Perspektive ergibt, deren Formen er unter dem Stichwort der Koexistenz zusammenfaßt. <sup>129</sup> So wie Foucault davon ausgeht, daß Aussagen ein »Erinnerungsgebiet« um sich herum

---

<sup>126</sup> Genette, *Palimpseste*, S. 11.

<sup>127</sup> Foucault, *Archäologie des Wissens*, S. 83.

<sup>128</sup> Ebd., S. 83f.

<sup>129</sup> Ebd., S. 85. – Foucault verwendet allerdings den Begriff »Intertextualität« nicht.

eröffnen und stets andere aktualisieren,<sup>130</sup> möchte ich betonen, daß viele DDR-Akten sich aufeinander beziehen und daher – dies meine These – erst im intertextuellen Vergleich Aufschluß über die Dynamik von Informationserhebung und -verarbeitung geben. Liest man Dokumente gleichen Typs zum gleichen Thema nebeneinander, kann man beispielsweise oft erstaunliche Redundanzen in ihren Aussagen konstatieren, d.h. bestimmte Dinge werden von Text zu Text wiederholt. Dieses Faktum läßt potentiell vielerlei Interpretationen zu: Es könnte auf rigoros gehandhabte Bestimmungen zur Erstellung bestimmter Textarten deuten, könnte aber auch ein Hinweis auf Kommunikationsstörungen oder auf Funktionen des Iterativs als Diskursritual oder ›Beschwörungsformel‹ sein. Interessant sind auch Variationen des älteren Informationsbestands, d.h. das ›Nachreichen‹ von Details oder Korrekturen vorgängiger Annahmen und Aussagen.

Zu fragen wäre nach Kohärenz- und Kohäsionsstiftenden Faktoren, d.h. nach allen Vertextungsstrategien, die Sinnkontinuität und Textzusammenhänge erzeugen.<sup>131</sup> Mit der Analyse der in den Dokumenten verwendeten Isotopien, Symbole, Metaphern und Wortfelder als Indikatoren für Einstellungen, Denkweisen und Argumentationsmuster befindet man sich bereits im Zentrum inhaltlich-funktionaler Untersuchungskategorien. Gelingt es, ein Netz von kollektiv verwendeten Kernbegriffen – ob bildhafter Art oder nicht – und Hauptmotiven freizulegen, etwaige Entwicklungen, Brüche, Veränderungen o.ä. ihrer Verteilung und Verwendung festzustellen, und diese diskursive Praxis an politische Praktiken, Einrichtungen und Funktionsträger rückzukoppeln? Oder, um mit Foucault nach Diskursstrategien zu fragen, welche Funktion muß ›der untersuchte Diskurs in einem Feld nicht-diskursiver Praktiken ausüben?‹<sup>132</sup> Diese Anbindung diskursiver Praktiken an außertextuelle Wirklichkeit ist von essentieller Bedeutung – ohne sie bliebe man der Ebene eines Sprachspiels verhaftet. Deshalb bedarf es auch der Erforschung der Funktionen von Textteilen für die jeweilige Argumentation, weil so Verfasserintentionen und Kommunikationsstrategien als Basis für Handlungen erschlossen werden können. Beispielsweise müßte man differenzieren zwischen der Darstellung eines Sachverhalts und dessen Auswertung oder Kommentierung, zwischen Anordnungen, Empfehlungen und Schlußfolgerungen, zwischen Angriffs- und Verteidigungsstrategien, zwischen Legitimations- und Erklärungsversuchen, zwischen Entsprechungen und Kontrastierungen, zwischen Integration und Ausgrenzung. Neben der Funktionalität muß allerdings auch Disfunktionalität bedacht werden: Es ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß die Flut der von den DDR-Organen zusammengetragenen Informationen auch zu ›information overkill‹ geführt habe, daß die »rituelle Überformung großer Teile der externen und internen Verwaltungskommunikation zum Verlust von Informationsqualität«<sup>133</sup> und somit zu einer Reduktion von sinnvollen Entscheidungs- und Handlungschancen geführt habe,

---

<sup>130</sup> Ebd., S. 86 und S. 143; *passim* (Hervorhebung im Original).

<sup>131</sup> Vgl. Lewandowski, Linguistisches Wörterbuch, Bd. 2, S. 546–548.

<sup>132</sup> Foucault, Archäologie des Wissens, S. 99 (Hervorhebung im Original).

<sup>133</sup> Kantner faßt hier Jessens Arbeitsergebnisse zusammen. Vgl. Kantner, »Blockierte Potentiale«, S. 45.

daß die Geheimhaltungspraxis zur Isolation nach außen geführt habe,<sup>134</sup> daß also das, was Peters in anderem Kontext als »Verständigungsschranken« bezeichnet,<sup>135</sup> den Diskurs kommunikationsuntauglich gemacht hätte. Es wäre zu überprüfen, ob diese Thesen stimmen und ob Peter Böhlig recht hat mit seiner Aussage: »Die Stasi wußte fast alles, aber sie wußte nicht, was sie wußte«.<sup>136</sup> Eine Diskursanalyse der DDR-Akten (und nicht nur der Stasi-Unterlagen) muß das Funktionieren der Diskurse ebenso herausarbeiten wie Anzeichen für deren Disfunktionalität, und zwar sowohl in der sprachlich-kommunikativen als auch in der entscheidungsformenden und handlungsorientierenden Dimension der Diskurse. Denn, so Ralph Jessen, in »sprachlichen Handlungen wurde Herrschaft zu kommunikativer Praxis«.<sup>137</sup>

## 1.6. Macht und Sprache

Politisches Handeln ist mit sprachlichem Handeln verbunden, weil Politik durch kommunikative Akte erwogen, vorbereitet, begründet, beschlossen, vermittelt, flankiert, kommentiert und u.U. auch vollzogen wird. Viele politische Abläufe basieren auf kommunikativen Akten oder werden durch sie mediiert. Wer kommuniziert, schreibt sich in Diskurse ein. Von den in der DDR praktizierten Diskursen sind zahlreiche, meist schriftliche Spuren (veröffentlichte und nicht veröffentlichte) erhalten geblieben. Macht konstituiert sich u.a. durch Diskurse. Diskurs- und Machtanalysen zu den Verhältnissen in der DDR müssen also diese sprachlichen Zeitzeugen zum Gegenstand der Betrachtung machen.

Eine solche Diskursanalyse politischen Sprachhandelns kann an Ergebnisse von Untersuchungen zum offiziellen Sprach- und Schriftsprachgebrauch in der DDR anknüpfen, über dessen hegemonialen Charakter in der Forschungsliteratur Konsens besteht. So dominiert für Armin Burkhardt bei der Sprache der Volkskammer die »monologische Einbahnstraßen-Kommunikation von oben nach unten«,<sup>138</sup> Detlev Gärtner bescheinigt dem »Offizialdeutsch«, »im Grunde adialogisch, nicht wirklich auf Verständigung angelegt« gewesen zu sein,<sup>139</sup> und Ulla Fix betont die »streng asymmetrisch fixierte Kommunikationssituation« der DDR, in der »alles [...] von oben geregelt wurde«, so daß »zwangsläufig auch der Ablauf offizieller kommunikativer Prozesse von oben bestimmt« gewesen sei.<sup>140</sup>

Ralph Jessen faßt die Merkmale der Schriftsprache von SED- und Staatsverwaltung unter fünf Stichpunkten zusammen:<sup>141</sup> Erstens falle der politisch-ideologische

---

<sup>134</sup> Ebd., S. 45.

<sup>135</sup> Peters, »Der Sinn von Öffentlichkeit«, S. 65ff.

<sup>136</sup> Böhlig, »Spiele der Revolte«, S. 62.

<sup>137</sup> Jessen, »Diktatorische Herrschaft als kommunikative Praxis«, S. 58.

<sup>138</sup> Burkhardt, »Vom »Akklamations-« zum »Abwicklungsparlament«, S. 78.

<sup>139</sup> Gärtner, »Vom Sekretärdeutsch zur Kommerzsprache«, S. 121.

<sup>140</sup> Fix, »Rituelle Kommunikation im öffentlichen Sprachgebrauch der DDR und ihre Begleitumstände«, S. 13.

<sup>141</sup> Vgl. Jessen, »Diktatorische Herrschaft als kommunikative Praxis«, S. 60–65.